

Dossier : Kosmopolitismus und Identität

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jean Starobinski,
geb. 1920, Studium der
Literatur, Medizin,
Psychiatrie, em. Profes-
sor für Literatur- und
Ideengeschichte der
Universität Genf. Unter
zahlreichen Ehrungen:
Balzan-Preis, Charles-
Veillon-Preis des euro-
päischen Essays (für
sein Werk über Mon-
taigne). Zu den Haupt-
werken zählen «Jean-
Jacques Rousseau»
und «Denis Diderot»
sowie Medizin- und
literarhistorische
Schriften über die
Melancholie.

IN DER WELT GEGENWÄRTIG SEIN

Unsere Sorge gilt heute nicht mehr dem Schicksal einzelner Länder oder Kontinente, sondern der ganzen Welt, von deren Errichtung auf den Prinzipien des Friedens und der Toleranz wir noch weit entfernt sind. Modernste Kommunikationstechnologie lässt unser Streben nach Präsenz in der Welt zu einem abgehobenen, gefährlichen Über-der-realen-Welt-Schweben geraten. Zwischen Globalisierung und Rückzug in die kleine Nische müssen wir uns wieder bewusst werden: Auf die Identität, die den Menschen das kollektive Gedächtnis ihrer kulturellen Zugehörigkeit vermittelt, kann niemand verzichten.

In apokalyptischen Reden meldet sich eine gewisse Weltuntergangsstimmung zurück. Sie ist Ausdruck einer Angst, die der Wissenschaft und Industrie Machtexzesse vorwirft. Ist aber der in Erscheinung tretende Techno-Globalismus tatsächlich so besorgniserregend? Der Begriff¹ bezeichnet die weltweite Zusammenarbeit der Nationen, deren Wirtschaft auf den aus der Wissenschaft hervorgegangenen Technologien beruht und die der wissenschaftlichen Forschung deshalb ein prioritäres Interesse entgegenbringen müssen, vor allem auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Innovation und Entwicklung.

Weltumspannend ist die Wissenschaft geworden, sobald sie ihre Instrumente – Berechnungen und experimentelle Messungen – sicher in den Händen halten konnte. Das Postulat der Universalität ist die Grundvoraussetzung für die wissenschaftliche Diskussion und auch der Motor ihrer Entwicklung. Die Eigenschaften der im CERN in Genf entdeckten Materialien können bei gleichen experimentellen Voraussetzungen überall auf der Welt bestätigt werden. Überall und unter den verschiedensten kulturellen Voraussetzungen ergeben dieselben Basisgleichungen die Parameter der Energieerzeugung und der mechanischen Arbeit. Die uns zur Verfügung gestellten Energien haben die alten Bedingungen der Sklaverei und der Schinderei aufgehoben (bevor sie gegen unseren

Willen Arbeitsplätze überflüssig machten). Dank dieser Leistung könnte die materielle Versorgung der Menschen heute schon für alle Bewohner des Planeten gewährleistet sein, wäre der politische und gesellschaftliche Wille vorhanden. Wir träumen nicht, wenn wir uns eine «weltweite gemeinschaftliche Arbeit» oder «eine Weltgemeinschaft der Arbeit»² vorstellen und uns angesichts der krassen Ungleichheiten ein Gefühl der Ungerechtigkeit befällt. Die Warnrufe, die wir angesichts dieser Rückständigkeiten vernehmen, verhalten sich proportional zur Macht, die uns mit den heutigen Wissenschaften gegeben ist.

Kommunikation als Illusion

Im Gegensatz zu früher bilden Masse und Distanz keine Hindernisse mehr. Meine Stimme, meine Schrift oder meine graphischen Zeichen können in Sekunden schnelle an jedem Ort der Erde denjenigen oder diejenige erreichen, an die ich gerade denke. Welch ein Zusammenrücken der Menschen!

Was man jedoch «Kommunikation» nennt, erfolgt nicht ausschliesslich in einer reziproken und symmetrischen Beziehung von Person zu Person. Ja, ich kann bekannte und unbekannte Empfänger erreichen; doch noch häufiger erreichen mich Meldungen, die von Unbekannten abge-

¹ Ich finde ihn in einem Artikel von John de la Mothe und Paul R. Dufour, *Techno-Globalism and the Challenges to Science and Technology Policy*, in *Daedalus*, Vol. 124, No. 3, Été 1995, *The Quest for World Order*, Vorwort von Stephen Graubard.

² Der Ausdruck stammt von Eric Weil, in: *Philosophie politique*, Paris, Vrin 1956, S. 225–261.

sandt wurden, von Teams, Agenturen, Produzenten. Mit einer Effizienz, welche jene der Zeitung, die ich am Kiosk gekauft habe, übersteigt, bietet man mir nicht nur die Befriedigung meiner Wünsche an, sondern stimuliert gleich noch neue Wünsche. Gesucht und erreicht werde ich von vielen – oder vielleicht von niemandem. Man nennt Kommunikation (hier global gemeint) die Beförderung irgendeiner «Botschaft», mit der verschiedene, meist jedoch kollektive Ziele angesteuert werden. Das Prinzip von alledem, was wir auf dem Bildschirm empfangen, ist das Anbringen bzw. Vorbeiziehenlassen von Plakaten. Ein schon altes Prinzip, das sich vom gedruckten Zeitungsinserat an den Mauern der Grossstadt des 19. Jahrhunderts aus entwickelt hat: Zuerst war es die auf einer festen Unterlage angebrachte Bekanntmachung, die sich einzelnen Vorübergehenden zur Lektüre aufdrängte. Und was früher an den Stadtmauern prangte, bewegt sich nun in unseren Wohnungen, macht die Marktstrasse überflüssig oder verlegt sie in unser Heim, das dadurch zu einem öffentlichen Platz geworden ist. Das draussen angebrachte Plakat ist heute nur eine Wiederholung – ein pro memoria – dessen, was bei uns über den Bildschirm läuft.

Emma Bovary in uns

Das Aufkommen der multimedialen Ära entfaltet erstaunliche Perspektiven pädagogischer Nutzung, welche sich leider sogleich in beunruhigende Perspektiven der Anti-Erziehung verkehren. Ein riesengrosses Archiv bildet sich und könnte zu einer ständig aktualisierten Enzyklopädie werden. Nur – so einfach ist es nicht. Denn müssen wir nicht eine unendliche Zeit darauf verwenden, um das nötige Vorstudium zu absolvieren? Kann dieses Archiv nicht gleichzeitig der Verwahrer eines stets wachsenden Wissens und missbrauchbares Instrument verantwortungsloser Menschen sein? Und wer urteilt darüber, was dieses System aufnimmt und was nicht? Wäre ein solches Archiv die ersehnte Ergänzung unserer beschränkten und nachlassenden Gedächtnisleistungen, oder gar der Dieb eines Gedächtnisses, das abgedankt hat? Man hat schon für bestimmte Operationen ein ausserhalb des Körpers

.....
*Baut sich da
 nicht, in der
 illusorischen
 Tiefe des
 weltweiten
 Cyberspace,
 eine Zweitwelt
 auf, bewohnt
 von Phantomen?*

3 Die Debatte zu diesem Thema wurde in Amerika in Gang gebracht. Siehe Mark Slouka, *War of the Worlds, Cyberspace and the High-Tech Assault on Reality*, New York, Basic Books, 1995. Der Verfasser besteht auf der wachsenden Schwierigkeit, das reale Leben und die virtuelle Existenz voneinander zu trennen.

funktionierendes Kreislaufsystem erfunden, und jetzt gesellt sich alledem noch ein extra-zerebrales Gedächtnis hinzu, eine miniaturisierte Bibliothek an unseren sich auf der Tastatur bewegendem Fingern, die bestimmt so gefährdet ist wie einst jene von Alexandrien. Was die Interaktivität betrifft, von der man so grosses Aufhebens macht, um uns zu beschwichtigen – verdient sie diesen Namen, wenn sie die Begegnung mit einem Niemand ist? Ein einsames Spiel gegen eine trügerische Mauer, die uns jeden Ball zurückschickt... Werden wir gezwungen sein, nicht mehr in der richtigen Welt zu leben, sondern als Gefangene jener Welt, die uns zubereitet wird von den «Informationen», die sich der lebenden Welt hinzufügen und sie verändern?

Übertriebene Befürchtungen? Vielleicht. Keine Übertreibung jedoch ist – wenn man den ernsthaften, in Übersee durchgeführten Umfragen glaubt –, dass die Fernsehmedien – wie einst die Romane, die Emma Bovary las – ein verfälschtes Gesicht des Daseins zeigen und junge Menschen nicht auf das wirkliche Leben vorbereiten, auf die wirkliche Welt, der sie begegnen werden. Baut sich da nicht, in der illusorischen Tiefe des weltweiten Cyberspace, eine Zweitwelt auf, bewohnt von golemgleichen Phantomen: aufblasbare Puppen und digitale Erbkönige, die darauf aus sind, uns das lebende Kind zu entreissen, das sich an uns schmiegt?³

Bedenkliche Freiheit des Anwenders

Als Reaktion auf die Bedenken, die ich hier geäussert habe, weist man gewöhnlich auf die «Freiheit des Anwenders» hin. Dies ist jedoch eine rein formale Antwort. Immerhin ist die geforderte Freiheit nicht naturgegeben. Der Mensch kommt gewalttätig und leidenschaftlich zur Welt (im Gegensatz zur Behauptung *Rousseaus*). Er muss zu seiner Freiheit gelangen, indem er sie aufbaut. Die Erziehung und die Institutionen helfen ihm dabei. Verfrüht und in massiver Dosis verabreicht, gelingt es den mächtigen, vom Fernsehen übertragenen Botschaften mühelos, sich der Geister zu bemächtigen, noch ehe diese voll in den Besitz ihrer Freiheit gelangt sind – eine übrigens stets fragile Freiheit. Was als spontan gilt, ist in vielen Fällen bereits

beeinflusst. Erwähnen wir dazu noch die Überdosierung der Bilder, ihre Aufschichtung, ihre widersprüchlichen Anforderungen, begleitet von undeutlichen Geräuschen, was Stumpfsinnigkeit, Desorientierung, sofortiges Vergessen, die Unfähigkeit, sich aktiv auszudrücken und vor allem Aggressivität und Angst bewirkt. Bilder des Hasses – Waffe in der Hand –, Bilder, welche die Frau verachten, schleichen sich an uns vorbei. Verbieten? Hinter dem grossen Prinzip der Freiheit der Meinungsäusserung (oft im Schutz des Audimat) verschanzen sich jene, die all diese seelischen Verstümmelungen fördern. Dieser permanenten Traumatisierung halten nur die «Fittesten» stand, auch die Gefühllosesten: ein darwinistischer Selektionsmechanismus. Kann man auch dagegen immun werden? Mich verdriesst es, wenn ich mit ansehen muss, wie sorglos unsere Spitzentechnologie daran arbeitet, die Intelligenz zu ersticken, aus der die Wissenschaft entstanden ist; wenn ich sehe, wie die Wissenschaft, die uns mit der Welt verbinden könnte, das Gegenteil veranstaltet, nämlich den Bildschirm zwischen uns und die Welt schiebt. *«Das schlechte Geld vertreibt das gute»*, lautet das alte *Greshamsche Gesetz* aus dem 16. Jahrhundert. Unter den Anwendern der Spitzentechnologien gibt es Menschen, die fleissig die Fundamente untergraben, aus denen die Technik hervorgegangen ist, wenn sie die betrügerischen Magier des Bildschirms zu den besten Sendezeiten auftreten lassen.

Die weite Welt aus dem Auge verloren?

Wenn man die Welt beharrlich befragt, läuft man vielleicht Gefahr, sich selbst zu verlieren und nicht mehr zur Welt zurückzufinden. Weit draussen im Weltraum, wo man die Welt zu finden hofft, verirrt man sich im Dunst seiner eigenen Fantasmen. Wir sollten wissen, dass der stark wehende Zeitgeist mit Botschaften belastet ist, die uns vergiften. Kurz, wir befinden uns hier im Gegensatz zur Präsenz in der Welt: Wir haben eine Form der Abwesenheit, der Absenz⁴, gefunden.

Wahrscheinlich werden wir das Problem unserer Präsenz in der Welt aus dem Blickwinkel der «Präsenz» neu aufrollen müssen. Denn es geht wohl eher darum, die

.....

*Wie sorglos
unsere Spitzen-
technologie
daran arbeitet,
die Intelligenz
zu ersticken,
aus der die
Wissenschaft
entstanden ist.*

.....

4 Ich hüte mich, hier den Begriff der Entfremdung wieder aufzunehmen, der zwar wichtig ist, den man aber vor dreissig oder vierzig Jahren stark missbraucht hat.

5 Es gibt Philosophen, die damit beginnen. Bei den Denkern der Aufklärung war es üblich, dort anzusetzen, um bei der geistigen Aufmerksamkeit und dem rationalen Wissen zu endigen.

Präsenz und die Welt miteinander in Beziehung zu setzen, die beiden ineinanderzufügen. Die Präsenz, die Gegenwart der Gegenwärtigkeit, was ist das? Es ist die Gegenwart der empfindenden und erkennenden, vielleicht auch die Gegenwart der gestörten Empfindungsfähigkeit. Es sind die Dinge, die wir betasten und kosten: die Konturen einer Frucht, die man berührt, ihre Samtweiche, ihr Geschmack. Es ist das Geräusch des Windes in den Zweigen. Mein Selbstbewusstsein, das Spiel meiner Muskeln, der Blick, den ich umherwandern lasse, das Gehör, mit dem ich lausche... Das alles ereignet sich auf dem kleinsten Punkt des Planeten. Habe ich die weite Welt aus dem Auge verloren? Sie hat sich weggestohlen, sich meinem Zugriff entzogen. Ich kann von meinen Empfindungen sagen, dass sie mir eine nahe Welt bereiten – meine Welt –, die sich von Augenblick zu Augenblick verändert, von Freuden und Mühen durchzogen. Eine Welt kann herrlich sein in ihrer Fülle (wenn ich denn fähig bin, diese zu erleben). Eine Welt der erlebten Eigenschaften, während die techno-wissenschaftliche Welt sich auf Mengen aufbaut und einfachen gegensätzlichen Systemen. Diese Welt mit ihren Eigenschaften ist mir mit Sicherheit gegeben, wie ein heimatlicher Boden, mit seiner Beständigkeit und seiner Vergänglichkeit⁵.

Hier werden wir zum Besonderen zurückgeführt, zur Einzahl, zum Individuellen, im Namen der Gegenwart in und bei sich selbst, die sich darin offenbart. Diese Rückzugsbewegung zur erkennbaren Gewissheit ist in unserer Epoche klar erkennbar. Besonders in Gesellschaften, deren relative Prosperität dazu die Möglichkeit bietet. Die extremen Formen des Narzissmus, des Hörens auf den Körper und des Kultes seiner Leistung sind nur die grösste Variante und beinahe eine Karikatur dieses Rückzugs auf die erkennbare Gewissheit. Diese Bewegung verstärkt sich heute: Was ging ihr voraus?

Umgekehrter Asketismus

In der Renaissance sah der westliche Mensch, wenn er nicht zum «niederen Volk» gehörte, sein Leben drei «Welten» zugehörig: der privaten, der öffentlichen und der politischen. Als die öffentliche

Welt zu gefährlich und unbewohnbar wurde – als Folge von Unruhen oder einer unakzeptablen Ordnung –, blieb die Möglichkeit des Rückzugs in die private (*Montaigne*) oder in die religiöse Welt. In einer ersten Umsetzung theologischer Inspiration bezeichnete das Wort «weltweit» (*mondial*), dann das Wort «weltlich» (*mondain*) spezifisch die profane Welt, diese niedrige Welt, auf die man verzichten musste, deren Not man aber auch zu lindern hatte. Auf jeden Fall war die wirkliche Heimat die übernatürliche Welt. Noch die individualistischen Revolten im Jahrhundert der Industrialisierung verwendeten diese Sprache. Damit verzichteten sie auf das hierarchisierende, organisierende Prinzip, sie vermischten und verwechselten die Kategorien des privaten Ich mit jenen der religiösen Ordnung. Auf die gesellschaftlichen Zerstörungen antworteten sie «anarchisch» und richteten die Askese und die Kontemplation nach den Offenbarungen des unmittelbaren Lebens aus. Hören wir *Rimbaud*: «*La vraie vie est absente. Nous ne sommes pas au monde.*» Und nochmals *Rimbaud*, vorbildhaft, zögernd: «*Pourquoi un monde moderne?*», dann proklamierend: «*Il faut être absolument moderne*», und, immer sich selbst anklagend: «*Décidément, nous sommes hors du monde (...) Je finis par trouver sacré le désordre de mon esprit. J'étais oisif, j'enviais la félicité des bêtes, – les chenilles, qui représentent l'innocence des limbes, les taupes, le sommeil de la virginité! (...) Et je vécus, étincelle d'or de la lumière nature.*» Das ist ein umgekehrter Asketismus, eine Mystik in chronologischer Umkehr. Die poetische Rebellion schleudert das Geheiligte in die Tiefe der sinnlichen Erfahrung, in die innere Landschaft des Bewusstseins bis zum Verlust der Beziehung zur äusseren wahrnehmbaren Welt in der angestrebten Halluzination. Es handelt sich durchaus darum, ein Universales zu erreichen, aber ein Universales, das ganz anders ist als jenes, das seine Legitimität der wissenschaftlichen Vernunft überträgt. Für das Ich besteht die Hoffnung, sich zu verschmelzen in einer Infrasubjektivität, oder sich in einer unpersönlichen und anonymen Energie zu verlieren, wo es sich vom «*lumière nature*» nur in seiner Eigenschaft als Funke⁶ unterscheidet. Ich erwähne hier nur summarisch eine der Rich-

.....

In den
Begriffen
der Sprache
geht die
Gemeinschaft
dem Individuum
voraus und
erzieht es.

.....

6 Die Unterscheidung zwischen Bewusstsein und Natur hebt sich dabei mehr oder weniger auf.

tungen des Werkes von *Rimbaud*, weil sie aussergewöhnlich symptomatisch ist. Die Infragestellung der Beziehung zur Welt, wie *Rimbaud* sie unter enormen Leiden erlebt hat, wurde im Westen im Abenteuer der modernen Poesie weitergeführt. Der beharrliche Appell an die Welt, – von *Claudel* über *Jaccottet* bis *Bonnefoy* – lehrt nur viel über unsere Zeit, über unsere gegenwärtige Welt. Wenn wir dem Gebrauch und Missbrauch des Wortes «kosmisch» in der Geschichte folgten, würden wir die mehr oder minder gebastelten Formen der Gnosis entziffern, die in unserer Zeit massenweise vorkommen und die – allerdings stark abgeschwächt – der Bewegung der umgekehrten Mystik folgen.

Wir sind nicht so allein

Die Gefühlsgewissheit, die Kontemplation, vielleicht die Ekstase: Darin kann jedes menschliche Leben einen Sinn finden und die Erfahrung der eigenen Präsenz machen, im Taumel oder in der Besinnung. Welches wird die geeignete Sprache sein, um die reinste der erkennbaren Gewissheiten auszusprechen? Die technologische Mondialisierung überträgt sich, wie wir gesehen haben, über eine universelle Sprache, die Mathematik. Die Erkennung und empfindbare Gewissheit, so scheint es, ist in ihrem akutesten Augenblick, in ihrem schärfsten Präsenz, unaussprechlich: Sie bleibt stumm oder stösst den Schrei aus – nur von sich selbst erfüllt; diese Gewissheit kann sich nicht unmittelbar darstellen. Universell in ihrem Schweigen ist sie, in ihrer Tiefe allen humanen und selbst niederen Individuen gleich. Sie wäre demnach nicht verwirklichte Universalität, da sie jeden in seiner Stummheit isoliert und singularisiert. Nun erweist es sich aber, dass wir schlecht und recht, manchmal auch wunderbar, die unmittelbare Erfahrung zu übersetzen verstehen. Wir geben davon Zeugnis ab in Sprachen, die nicht mathematisch sind: Es sind dies unsere natürlichen Sprachen. Wir können die Freude und den Schmerz ausdrücken, deren Ähnlichkeiten, Nuancen, und die Wege, die uns dorthin geführt haben. Die Art, wie wir sie ausdrücken, bestimmt jene, wie andere sie ihrerseits wahrnehmen werden. Hat uns die Sprache nicht selbst darüber informiert, was die Umgebung

uns wahrzunehmen aufgibt? Die Sprache hat im voraus das Repertoire der Eigenschaften, das Register der Farbnamen usw. aufgestellt. Wir sind tatsächlich nicht so allein auf unserer erfahrbaren Welt. Die sprachbildende Institution geht uns voraus, bereitet unser Fühlen, unsere Erwartungen vor, schärft unsere Wachsamkeit...

Was heisst das? Das heisst, dass es einen Ausdruck des Individuums nur in den Begriffen der Sprache gibt. Ferner muss man anerkennen, dass die in den Dienst der individuellen Erfahrung gestellte Sprache selbst von derselben Entwicklung gekennzeichnet ist, die menschliche Minderheiten, mütterliche Stimmen, eine sehr lange Kette von hörenden und sprechenden Wesen herausgebildet und verändert haben. Sie ist eine Folge von Generationen, einer Gemeinschaft, welche die Wörter geformt hat, in denen das Individuum sich selbst erfasst und manifestiert. Wenn es sich von der Kollektivität unterscheiden, sich gegen diese wenden und erklären will, dass es sie missbilligt, wie die Propheten oder wie Rimbaud, so tut es dies immer noch mit der Sprache, die ihm von der Kollektivität gegeben wurde. In den Begriffen der Sprache geht die Gemeinschaft dem Individuum voraus und erzieht es. Das Individuum, dieser Spätgekommene, setzt die Gemeinschaft voraus, so wie sie in den Begriffen der Sprache⁷ gegenwärtig ist.

Gegenläufige Tendenzen

Gäbe es ebensoviele Kulturen wie Sprachen, so hätten wir über achttausend Kulturen auf dem Planeten. Eine wunderbare Differenzierung, die bewirkt, dass die Gruppen von sprechenden Subjekten sich voneinander unterscheiden und die aus den Begriffen jeder Kultur einen «*universellen Einzelnen*»⁸ macht. Wir schätzen die beharrliche Pluralität um so mehr, als das Bedauern (oder vielmehr die Gewissensbisse) über die vernichteten Sprachen und Kulturen in Amerika, im Pazifik, in Afrika auf unserem Gewissen lastet⁹. Der hohe Preis den wir für die Bewahrung der Diversität des Lebenden bezahlen, sollte uns auch bewusst machen, was wir verlieren, wenn wir in den Sprachen, in den Kulturen nicht mehr die Fortdauer eines Gedächtnisses sehen können, das vielerlei Geschichten erzählt.

7 Die Frage der Ursache einer Vorstellung der Welt (man hat auf diesem Gebiet recht grosse Wahlmöglichkeiten, die alle etwa gleichwertig sind) soll aber keinerlei Vorausbeurteilung der Richtigkeit (oder Wahrheit) dieser Vorstellung sein; die Voraussetzungen können dabei als anerkannt gelten. Ich sehe hier keinen Grund, einem historizistischen Relativismus gewonnenes Spiel zuzugestehen.

8 Der Ausdruck stammt von Eric Weil, *Philosophie politique* (éd. cit.), der ihn im Zusammenhang mit «*morales historiques*» oder «*communautés historiques*» verwendet.

9 Gewisse moderne Nationalstaaten, welche die bürgerliche Gleichheit proklamieren, haben zuerst einmal die Mundarten und die Dialekte abgeschafft.

10 Cf. John A. Hall, *Nationalism: Classified and Explained*, *Daedalus*, 122, 3, Été 1993, *Reconstructing Nations and States*, S. 1-28.

Die Dinge sind aber auch aus einer anderen Perspektive zu betrachten: Gäbe es ebenso viele neue Staaten wie Minderheitskulturen, die danach strebten, ihre Identität durch den Zugang zur Unabhängigkeit zu bekräftigen, so würde sich die Anzahl der Staaten auf dem Planeten verdoppeln¹⁰. Dass dies nicht ohne Gewalt und absurde Zerwürfnisse geschehen könnte, wissen wir nur zu gut. Die Durchsetzung der Individualität der Kulturen kann zum schlimmsten Unglück für die realen Individuen werden, welche die Gemeinschaften bilden. Das Paradoxe an der gegenwärtigen Epoche ist ja, dass Wesenheiten von relativ beschränkter geographischer Bedeutung die staatliche Struktur anstreben, während der Strom, der die Industrieunternehmen der grössten Nationen in den Prozess der Globalisierung hineinzieht, die im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert geschaffenen staatlichen Strukturen wieder in Frage stellt.

Worauf können also die Individuen zählen, da in ihnen und in jedem von uns die wahre «*présence au monde*», die Gegenwart, die Anwesenheit auf der Welt gründet? Was können wir fordern? Die Sehnsucht nach dem Ursprung, der Wunsch nach Verwurzelung werden immer Träume bleiben, wenn die Schule, das Gesetz, der Staat – das heisst die Institution in all ihren Formen – die Legitimität der Bestrebungen des Individuums nicht anerkennen. Durch und für die Institution erreicht das Individuum seinen Status als Person. Abermals drängt sich heute jedoch eine Frage auf: Was passiert, wenn die Institution zugrunde geht, oder wenn sie von jenen verlassen wird, die sie beleben und verwandeln sollten? Wir erleben den Aufstieg der Zyniker, der Banden, der Verantwortungswesen. Uns bleibt allein übrig, durch unser Denken und durch verantwortliche Taten die Beschränktheit und das Ungenügen des Staates zu überwinden – im Namen des übergeordneten Universellen, auf das sich jedes Einzelwesen berufen kann. Die universelle Erklärung der Menschenrechte gibt die Richtung zu einem über den nationalen Souveränitäten stehenden höheren Gesetz an, selbst wenn sie in vielen Teilen der Welt noch toter Buchstabe ist. Diese Übertragung der legitimierenden Instanz auf eine kosmopolitische Ebene ist unsere beste Chance,

selbst wenn die Bedingungen ihrer Verwirklichung noch ungewiss sind.

Die Unterschiede akzeptieren

Keine Präsenz auf der Welt ohne Präsenz in sich selbst. Keine gesicherte «présence à soi» ohne eine Gesamtheit von Institutionen ausserhalb des Individuums, die ihm Sprache, persönlichen Status, Gedankenfreiheit, Sicherheit gewähren.

Das Universelle ist nicht in unserem Besitz, es kann aber und es muss unser Ziel sein. Dieser ersten Aussage muss man eine zweite hinzufügen. Ob es sich um das Universelle des Wissens oder um jenes (ethische) der Gewaltlosigkeit und des Friedens zwischen den Ländern handelt: Es gilt anzuerkennen, dass es ein Ziel des Universellen erst aus einer besonderen historischen Situation heraus gibt, und zwar aus dem in der individuellen Existenz gelebten Augenblick heraus, umgeben von der Existenz der Gruppe – sei es die ursprüngliche oder eine neue, aufnehmende (*milieu d'accueil*) – an welche das Individuum die Sprache anpassen muss. Es ist ein Augenblick, der jeder Sicherheit entbehrt – an einem zufälligen Ort der Erde, dem Geburtsort oder der Stätte des Exils.

Die Kulturen versöhnen bedeutet nicht, da einen gemeinsamen Ursprung zu errahnen, wo sie noch ganz durchmischt gewesen wären; auch nicht, ihnen einen gemeinsamen Nenner zuzuteilen: Die Kulturen sollten vielmehr dafür gewonnen werden – eine schwierige Aufgabe –, auch das zu sehen, was ausserhalb ihrer selbst geschieht. Dieser Blick auf ein anderes Zeichen wäre das Vorgefühl auf einen gemeinsamen, höheren Wert. Nur im Traum, ich weiss es, kann man hoffen, dass die Integrismen jeglicher Art sich selbst wie Dialekte einer zur Unaussprechlichkeit verurteilten Sprache betrachten. Ist es jedoch zuviel ver-

.....

Die Toleranz,
derer die
Welt bedarf,
postuliert den
Gedanken der
Reziprozität und
nicht jenen der
Gleichheit der
Überzeugungen.

.....

Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Vortrages, den Jean Starobinski im September 1995 zur Eröffnung der «Rencontre Internationale de Genève» gehalten hat. Thema der «Rencontre» war: «Incertaine Planète». Er wurde von Beatrice Bissoli, Zürich, aus dem Französischen übersetzt.

langt, jene, die sich auf die Unanfechtbarkeit einer religiösen Botschaft berufen, aufzufordern, andere nicht mehr «mit dem Schwert» zu bekehren? Wenn der Gedanke des konfessionellen Friedens eine westliche Idee ist, so seien wir doch westlich! Niemand kann dem etwas beweisen, der keine Vernunft hören will. Über zwei Zeilen von *Montesquieu* sollte einmal nachgedacht werden: «*Le mal est venu de cette idée qu'il faut venger la Divinité. Mais il faut faire honorer la Divinité, et ne la venger jamais.*»

Zum Zeitpunkt, da die Mittel zur effektiven Zerstörung der Welt vorhanden sind, kann keiner sich zum Richter gegen die Welt erheben, indem er verordnet: «Gerechtigkeit muss sein, und wenn die Welt dabei zugrunde geht» – *fiat justitia, pereat mundus*. Diese absurde Alternative ist Fanatismus, der das Leben zerstört und so jede einzelne Gerechtigkeit verabsolutiert. Die Toleranz, derer die Welt bedarf, postuliert den Gedanken der Reziprozität und nicht jenen der Gleichheit der Überzeugungen. Denn die wahre Toleranz entsteht aus dem anerkannten Unterschied und lebt von dessen Achtung. Sie besteht darin, den besonderen Ort – in der aktuellen und konkreten Welt –, von dem aus wir dieses Ziel des Universellen formulieren, anzuerkennen und auch anzuerkennen, dass an einem anderen Ort andere als unsere eigenen Ziele entworfen und geplant werden. Dies würde die Abschaffung des Konfliktes bedeuten, ohne Abschaffung der Identitäten. Wir sind zwar weit davon entfernt, dies verbietet jedoch nicht, daran zu denken oder daraus eine Norm zu machen. Die «Présence au monde» bliebe ein abstraktes Konzept, wenn sie nicht dazu führen würde, sich eine Mehrzahl von Präsenzen vorzustellen – und dafür sollten wir uns einsetzen! ♦

SPLITTER

Das Verhalten, das Denken und Handeln, das Agieren und Reagieren des Einzelmenschen wie der Völker werden durch Einflüsse gesteuert, die ihre Wurzeln in der Tiefe archaischer Vergangenheit haben. Ihre Ursprünge liegen in uralten Entwicklungsphasen der Menschheit.

aus: Franz Muheim, *Internationale Beziehungen – Gedankensplitter eines Laien*, in: *The World of Tomorrow. Die Welt von morgen. Le Monde de demain*, Festschrift Curt Gasteyger, Verlag Paul Haupt, Bern 1994, S. 240

René Weber/
Heinz Walker-Nederkoorn

René Weber, Dr. rer. pol.,
ist bei der Finanzver-
waltung des Eidg. Finanz-
departements,
Heinz Walker-Nederkoorn,
Dr. rer. pol., beim
Finanz- und Wirtschafts-
dienst des Eidg. Depar-
tements für auswärtige
Angelegenheiten tätig.

INTERNATIONALISIERUNG UND REGIONALE INTEGRATION

Ökonomische Bestimmungsgründe, Entwicklungen und Perspektiven

*Der Trend zur grenzüberschreitenden innerbetrieblichen Arbeits-
teilung hat sich weltweit durchgesetzt. Damit werden die
Produktionsmuster der traditionellen internationalen Arbeits-
teilung zunehmend durch eine länderübergreifende integrierte
Produktion abgelöst. Regional einheitliche wirtschaftspolitische
Rahmenbedingungen erlangen dabei wachsende Bedeutung.
Als Drittland im Verhältnis zu den bestehenden regionalen
Integrationsräumen ist die Schweiz speziell herausgefordert.*

Transnationale Unternehmen stimmen ihren Bedarf an Gütern, Dienstleistungen, Technologie, Kapital und Arbeitskräften sowie den Einsatz ihrer Ressourcen heute international ab, vermehrt auch in der Form von *Joint Ventures* und strategischen Allianzen mit Partnerfirmen. Sie verwirklichen damit das Prinzip der internationalen Arbeitsteilung innerhalb des Unternehmens. In die Kategorie der international tätigen Unternehmen fallen sowohl grosse, in mehreren Ländern bzw. global präsente Konzerne (z.B. Nestlé, ABB), als auch Klein- und Mittelunternehmen (KMU), die in der Regel einen geringeren grenzüberschreitenden Aktionsradius haben (z.B. Regio Basiliensis) bzw. in ausgewählten Zielländern und Zielregionen tätig sind. Neue Produktionsstrukturen spiegeln die Motive für die Auslandproduktion und insbesondere die Wahl einer betriebswirtschaftlich optimalen Mischung von Direktinvestitionen und Handel.

Die Wirtschaftspolitik ist aufgrund dieser Entwicklungen mehrfach herausgefordert. Einerseits verringert die technologie- und transportkostenbedingte Reduktion der «ökonomischen Distanz» zwischen Ländern die Wirkung von national ausgerichteten Wirtschaftspolitiken, da ein Ausweichen an einen anderen Standort leichter zu bewerkstelligen ist. Andererseits steigt angesichts der verstärkten Mobilität der Produktionsfaktoren die Bedeutung wirtschaftspolitischer Massnahmen, die für den längerfristigen Standortentscheid eines Unternehmens ausschlaggebend sind. Hierzu ist ein stabiles und transparentes rechtliches und institutionelles Umfeld

ebenso zu zählen wie die Beseitigung intra-regionaler Hemmnisse. Regionale Wirtschaftsintegration stellt für die Staaten eine Möglichkeit dar, die zunehmende Internationalisierung auf regionaler Ebene mitzugestalten und innerhalb einer wirtschaftlich eng verflochtenen Region gemeinsame Spielregeln zu schaffen.

Die neue Handelstheorie

Die neue Handelstheorie trägt der Tatsache Rechnung, dass der grenzüberschreitende Handel zunehmend durch die Zielsetzung effizienter und kostengünstiger internationaler Produktion und weniger durch handelspolitische Instrumente bestimmt wird. Den relativen Kostenvorteilen eines Landes als Wettbewerbsvorteil auf den Weltmärkten kommt daher besondere Bedeutung zu. Diese Vorteile sind für den strategischen Standortentscheid eines Unternehmens wichtig.

Die internationale Präsenz multinationaler Unternehmen lässt sich jedoch nicht alleine mit dem Streben nach Effizienzgewinnen begründen. Firmen agieren weltweit, um sich Marktanteile und Monopolrenten zu sichern. Direktinvestitionen sind oft ein Mittel, um ein Standbein im Ausland zu errichten und einen fremden Markt zu erschliessen. Indem ein Unternehmen in einem bestimmten Land produziert, kann es zudem vorhandene tarifäre oder nichttarifäre Handelsschranken umgehen. Auch potentielle Gewinne aus unvollkommenem Wettbewerb sind ein starker Anreiz dafür, sich im Ausland zu etablieren. Es ist ersichtlich, dass die neue Handelstheorie die traditionelle Denk-

Ein umfassendes
Literaturverzeichnis
kann bei der Redaktion
angefordert werden.

weise über Handel und Produktion stark in Richtung industrieökonomischer Überlegungen zur Funktionsweise von Wettbewerb, Märkten und Unternehmen verändert hat. Sie kombiniert das traditionelle Element des komparativen Kostenvorteils mit dem Hinweis auf Marktmacht und das strategische Verhalten von Unternehmen.

Die elektronische Industrie

Die Grundlagen für eine unternehmensorientierte Betrachtung der internationalen Produktion wurden von Hymer¹ gelegt. Er zog erstmals Direktinvestitionen als unternehmerische Wahlmöglichkeit für die internationale Wirtschaftstätigkeit in Betracht. Direktinvestitionen werden dann getätigt, wenn sie im Vergleich mit Exporten oder der Lizenzproduktion am kostengünstigsten erscheinen.

Alle neueren Ansätze zur Erklärung der internationalen Produktion aus Unternehmenssicht stellen im wesentlichen eine Weiterführung der Überlegungen Hymer's dar. Der bisher umfassendste Versuch, verschiedene Theorieansätze zu einer allgemeinen Theorie der transnationalen Unternehmenstätigkeit zu verbinden, wurde von Dunning² unternommen. Seine eklektische Theorie kombiniert die wichtigsten Elemente der modernen Theorie der internationalen Produktion und betont deren Zusammenspiel für den individuellen Unternehmensentscheid. Für das Ausmass und die Art der Investitionstätigkeit sind demnach eine Kombination von firmenspezifischen Wettbewerbsvorteilen, Effizienzgewinnen durch Internationalisierung und Standortvorteilen ausschlaggebend:

Firmenspezifische Wettbewerbsvorteile ermöglichen es einem Unternehmen, seine natürlichen Wettbewerbsnachteile als Anbieter im Ausland gegenüber der lokalen Konkurrenz zumindest zu kompensieren. Es handelt sich dabei vor allem um unternehmerisches, organisatorisches oder technisches Know-how sowie bestimmte Marketingvorteile. Der Besitz solcher Wettbewerbsvorteile reicht jedoch für das Zustandekommen von Direktinvestitionen nicht aus. Aus der Sicht des investierenden Unternehmens muss es gleichzeitig vorteilhaft sein, diese speziellen Vorteile durch die Gründung ausländischer Toch-

1 S. H. Hymer: *The International Operations of National Firms: A Study of Direct Foreign Investment*, Cambridge Mass, 1976.

2 J. H. Dunning: *Explaining the International Direct Investment Position of Countries*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, 117, P. 84-139; sowie Derselbe (1988): *Explaining International Production*, London, 1981.

3 GATT: *International Trade 1989/90*, Vol. I, p. 40-44; UN (1994): *World Investment Report 1994: Transnational Corporations, Employment and the Workplace*, UNCTAD-Division, New York and Geneva on *TNC's and Investment*, 1990.

tergesellschaften selbst zu verwerten, d. h. ihren Transfer firmenintern abzuwickeln. Verspricht dieses Vorgehen keine Einsparungen, so werden diese Vorteile nicht durch Investitionstätigkeit, sondern anderweitig, z. B. durch den Verkauf oder die Lizenzvergabe an ausländische Unternehmen, umgesetzt. Auch wenn der Entscheid zugunsten der internen Nutzung der spezifischen Vorteile bereits gefallen ist, stellt sich noch die Frage, ob der betreffende Auslandmarkt nicht besser über den Export bedient werden kann. Die Antwort hängt von standorttheoretischen Überlegungen ab. Relative Standortvorteile des Ziellandes gegenüber dem Herkunftsland sind beispielsweise stabile rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen, die Zugehörigkeit zu einem wirtschaftlichen Integrationsraum, ein tiefes Lohnniveau, der kostengünstige Zugang zu Energie und Rohstoffen, Transportkostenvorteile oder staatliche Investitionsanreize. Im Einzelfall werden Direktinvestitionen folglich um so eher getätigt, je höher die firmenspezifischen Wettbewerbsvorteile bewertet werden und je attraktiver sich ein Standort diesbezüglich präsentiert.

Empirische Aspekte

Seit Mitte der achtziger Jahre übertrifft das Wachstum der privaten Kapitaltransaktionen in der Form ausländischer Direktinvestitionen den Zuwachs grenzüberschreitender Güterströme. Von 1986 bis 1990 betrug das weltweite Exportwachstum von Gütern und Dienstleistungen jährlich durchschnittlich 13 Prozent. Im Vergleich dazu stiegen die Investitionsflüsse im gleichen Zeitraum im Jahresdurchschnitt um 24 Prozent³. Dies ist ein Hinweis darauf, dass auf Unternehmenseite nicht nur bezüglich des Handels, sondern auch bezüglich Produktion und Ressourcenallokation vermehrt in internationalen Kategorien gedacht wird.

Ausgehend von Schätzungen für die USA und für Japan wird heute etwa 40 Prozent des Welthandels als intra-firmen Handel zwischen konzernmässig verbundenen Unternehmen abgewickelt. Dies deutet darauf hin, dass sich international tätige Unternehmen zunehmend über Direktinvestitionen auf ausländischen Märkten etablieren. Zudem übertreffen

<i>regionaler Integrationsraum</i>	<i>Mitglieder</i>	<i>BSP in Mrd. US\$</i>	<i>Bevölk. in Mio.</i>	<i>Typ</i>	<i>Zielsetzung</i>
EU (Europäische Union, 1993)	Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, Luxemburg, Niederlande, Österreich, Portugal, Schweden, Spanien, Grossbritannien	6 838,0	367,7	Binnenmarkt; Koordination der Fiskal- und Wirtschaftspolitik; politische Zusammenarbeit	Freier Güter-, Dienstleistungs-, Kapital- und Personenverkehr; im Zuge der Deregulierung und Privatisierung ist der Abbau weiterer Barrieren im Telekommunikations- und Transportbereich vorgesehen; Währungsunion bis spätestens 1999
NAFTA (North American Free Trade Agreement, 1994)	Kanada, Mexiko, USA	6 504,1	370,8	Freihandelsabkommen; Geltungsbereich: Waren, Dienstleistungen, Investitionen und öffentliches Beschaffungswesen	Zölle und nicht-tarifarische Handelshemmnisse sollen bis Ende 2008 stufenweise abgeschafft werden
MERCOSUR (Mercado Comun Del Sur, 1995)	Argentinien, Brasilien, Paraguay, Uruguay	559,6	334,2	Gemeinsamer Markt für Güter und Dienstleistungen; Koordination der Fiskal- und Wechselkurspolitik	Zölle und nicht-tarifarische Handelshemmnisse sollen abgeschafft werden; Freihandel für 80 % der Güter bis 2005 vorgesehen
AFTA (Asean Free Trade Arrangement, 1992)	Brunei, Indonesien, Malaysia, Philippinen, Singapur, Thailand, Vietnam	355,4	403,9	Freihandelsabkommen; Kooperation im Industriebereich	Zölle sollen bis 2003 herabgesetzt (Zieltarif 0–5 % auf Industrieprodukte) und Mengenrestriktionen abgeschafft werden (Vietnam: 2006) andere nicht-tarifarische Hindernisse sind progressiv abzuschaffen; Dienstleistungen und unverarbeitete Agrarprodukte ausgenommen
APEC (Forum for Asia-Pacific Cooperation, 1989)	Australien, Chile, China, Hong Kong, Japan, Neuseeland, P.N. Guinea, Südkorea, Taiwan, + NAFTA-Mitglieder, + AFTA-Mitglieder	11 609,4	2 197,0	wirtschaftliche Kooperation	Bis 2010 (industrialisierte Länder) bzw. 2020 (Entwicklungsländer) soll der freie Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr verwirklicht werden; Zeitplan und Art des Vorgehens noch nicht festgelegt

Steckbriefe ausgewählter regionaler Integrationsräume. Quelle: Harmsen/Leidy (1994): Regional Trading Arrangements. In: Kirmani et al.: International Trade Policies, International Monetary Fund, Washington; sowie: UNDP (1994) Human Development Report 1994.

heute die Verkäufe ausländischer Niederlassungen (Tochtergesellschaften/Filialen) das weltweite Exportvolumen. Mit anderen Worten: Ausländische Niederlassungen verkaufen mittlerweile mehr in den Gastländern, als in diese Länder insgesamt eingeführt wird (da weltweite Ausfuhren = weltweite Einfuhren).

Das Gewicht transnational tätiger Unternehmen als wirtschaftliche Entscheidungsträger auf internationaler Ebene nimmt zu. 1969 betrug die Anzahl Unternehmen mit Produktions- oder Verkaufsaktivitäten im Ausland noch lediglich etwa 7000. Heute hat sich deren Zahl verfünffacht (auf etwa 37 000). Zudem beschäftigten international tätige Firmen 1993 weltweit insgesamt etwa 70 Millionen Arbeitnehmer, wovon 40 Prozent in ausländischen Zweigbetrieben. Neben diesen direkten Wirkungen der Aktivitäten

transnationaler Unternehmen auf die Arbeitsmärkte ist zusätzlich mit indirekten Beschäftigungseffekten – z.B. über Zulieferverträge – in der gleichen Größenordnung zu rechnen.

Globaler Wettbewerb, Rahmenbedingungen und regionale Integration

Aus der Sicht der Unternehmung werden die geschilderten Entwicklungen vornehmlich über eine Verschärfung des internationalen Wettbewerbsdrucks spürbar. Transnationale Firmen sind gezwungen, auf die Herausforderung des globalen Wettbewerbs mit permanenten technologischen Weiterentwicklungen ihrer Produkte und Abläufe sowie mit einer kostensparenden Organisation ihrer Produktion zu reagieren (Produkt- und Prozessinnovationen, Standortwahl). Gleichzeitig sind

namentlich global präsente Konzerne in der Lage, sich durch die geographische Streuung ihrer Geschäftsbeziehungen dem Wirkungsbereich nationaler Wettbewerbspolitiken zu entziehen. In diesem Entscheidungsprozess auf Unternehmensebene spielen nicht nur Kostenüberlegungen, sondern auch das rechtliche, institutionelle und politische Umfeld eine Rolle. Als Faustregel kann gesagt werden, dass die Bedeutung solcher Rahmenbedingungen für die betriebliche Standortentscheidung zunimmt, je billiger es wird, Produktionsstandorte zu verlagern.

Vor diesem Hintergrund hat der Nationalstaat als Bezugspunkt privatwirtschaftlicher Investitions-, Produktions- und Konsumentenscheide deutlich an Stellenwert eingebüsst. Dem Erfordernis stabiler und international wettbewerbsfähiger Rahmenbedingungen kann im Kontext der Internationalisierung mit staatlichen Massnahmen nur mehr unzureichend Rechnung getragen werden. Die dynamische Entwicklung regionaler Integrationsräume spiegelt diese neuen Bedürfnisse und Realitäten auch auf politischer Ebene wider.

Für die transnationale Unternehmens-tätigkeit stellt die Bildung von losen, handelsorientierten Zusammenschlüssen einerseits (z.B. APEC) sowie von Wirtschaftsgemeinschaften mit politischer Finalität andererseits (z.B. EU) somit eine immer wichtiger werdende Orientierungsgrösse dar. Speziell für die Schweiz mit ihrer international stark verflochtenen Wirtschaft und mit Drittlandstatus im Verhältnis zu den bestehenden Integrationsräumen ist die fortschreitende Ausdehnung und Vertiefung regionaler Integrationsbestrebungen von grösster Wichtigkeit.

Regionale Wirtschaftsabkommen haben sich in den letzten Jahren weltweit nahezu flächendeckend ausgebreitet, wobei eine grosse Vielfalt bezüglich ihrer Zielsetzung, Form, Integrationstiefe und Durchsetzungsmechanismen besteht. Exemplarisch für diesen Trend seien genannt: das Inkrafttreten des AFTA (1992), des Binnenmarktes der EU (1993), des NAFTA (1994) und des MERCOSUR (1995); die Erweiterung der EU (1995); die Absichtserklärung (Mai 1994) zwischen Tschechien, Ungarn, Polen und der Slowakei, bis 1997 eine Freihandelszone zu schaffen; die grundsätzliche Einigung des APEC, bis

2010 (industrialisierte Länder) bzw. bis 2020 (Entwicklungsländer) den freien Handels- und Investitionsverkehr einzuführen (*Bogor Declaration*, November 1994); die am Amerika-Gipfel in Miami (Dezember 1994) verabschiedete *Declaration of Principles* zur Erreichung einer gesamtamerikanischen Freihandelszone bis 2005.

Diese Intensivierung der Bildung regionaler Wirtschaftsräume vollzieht sich in enger Wechselwirkung mit der Internationalisierung wirtschaftlicher Aktivitäten. Der weltwirtschaftliche Wandel wird dabei insbesondere durch das Auftreten neuer, namentlich asiatischer Akteure auf den Weltmärkten sowie durch das Ende des kalten Krieges geprägt. Der weltweit in Gang gekommene Liberalisierungs-, Deregulierungs- und Privatisierungsprozess aktiviert ein grosses Potential an Marktkräften, auf deren Basis sich neue Kräfteverhältnisse herausbilden. Der regionalen Integration kommt vor diesem Hintergrund sowohl wirtschaftliches als auch politisches Gewicht zu.

Regionale Rechtsordnungen und Marktzutritt

Die zunehmende regionale Wirtschaftsintegration stellt – trotz qualitativer Unterschiede zwischen Europa, Amerika und Asien – primär ein marktwirtschaftliches Phänomen dar, das vorwiegend von internationalen Unternehmen getragen wird. In dem Mass, wie die internationale inner- und zwischenbetriebliche Arbeitsteilung dieser Unternehmen durch inner- oder zwischenstaatliche Einschränkungen beeinträchtigt wird, besteht von seiten der Privatwirtschaft das Bedürfnis zum Abbau regionaler bzw. weltweiter regulatorischer Hürden. Aus der Perspektive transnationaler Unternehmen stehen dabei der ungehinderte Marktzutritt und die freie Geschäftsausübung im Vordergrund.

In der EU wurden die Marktzutritts-hindernisse im Rahmen eines gemeinsamen institutionellen Rahmens durch die Verwirklichung des Binnenmarktes abgebaut. Das NAFTA geht diesbezüglich weniger weit und stellt im wesentlichen ein durch Investitionsregeln und einen Streitbeilegungsmechanismus ergänztes Freihandelsabkommen dar. Demgegenüber erfolgte die regionale Wirtschaftsintegration in

Der weltweit in Gang gekommene Liberalisierungs-, Deregulierungs- und Privatisierungsprozess aktiviert ein grosses Potential an Marktkräften, auf deren Basis sich neue Kräfteverhältnisse herausbilden.

Asien in erster Linie auf der Basis eines export- und investitionsfreundlichen Klimas und ist insofern weitgehend ein spontanes Ergebnis der Marktkräfte. Auch das durch die APEC-Mitglieder im November 1994 vereinbarte Ziel des Freihandels bis 2010 bzw. 2020 soll voraussichtlich nicht mittels eines Freihandelsabkommens, sondern über den koordinierten unilateralen Abbau der Handels- und Investitionshindernisse erreicht werden. Die Erfahrungen in Asien legen den Schluss nahe, dass erfolgreiche regionale Integrationsbestrebungen nicht a priori ein Wirtschaftsabkommen voraussetzen. Die Dynamik einer spontanen regionalen Wirtschaftsintegration ist am Beispiel der asiatischen Elektronikindustrie gut ersichtlich. Die Vorgabe eines institutionellen Rahmens ist demnach keine hinreichende Bedingung für eine effektive regionale Wirtschaftsintegration. Entscheidend ist hingegen – wie die Realisierung des EU-Binnenmarktes gezeigt hat –, dass sich das Verhalten und die strategische Planung transnationaler Unternehmen bereits in der Phase der Formulierung des zukünftigen institutionellen Rahmens, d.h. im Falle der EU zwischen 1985 und 1992, auf diesen ausrichten bzw. diesen mitgestalten.

Parallel zur weltweit beschleunigten Bildung regionaler Wirtschaftsräume sind in letzter Zeit Bestrebungen zu beobachten, die auf eine Intensivierung der bilateralen Beziehungen regionaler Wirtschaftsräume mit Drittländern (*hub and spoke arrangements*) sowie zunehmend mit anderen regionalen Wirtschaftsräumen (*hub-hub arrangements*) abzielen. So ist ein Wirtschaftsabkommen zwischen der EU und dem MERCOSUR Ende 1995 unterzeichnet worden. Ebenso wird der transatlantische Dialog zwischen der EU und den USA intensiviert, und im März 1996 fand in Thailand das erste eurasische Gipfeltreffen der EU und der ASEAN statt. Längerfristige Pläne für die Erweiterung des NAFTA auf Gesamt-Lateinamerika können ebenfalls unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden.

Auswirkungen auf Drittländer, Situation der Schweiz

Der autonome wirtschaftspolitische Handlungsspielraum von Drittstaaten – etwa

bei der Entwicklung des Wirtschaftsrechts – kann durch in regionalen Wirtschaftsräumen vorherrschende Normen erheblich beschnitten werden. In Europa ist dies besonders augenfällig, wo ein mit dem *Acquis communautaire* unvereinbares Wirtschaftsrecht eines Drittstaates mit schwerwiegenden, zum Teil prohibitiven Nachteilen verbunden sein kann. Der normative Einfluss des NAFTA ist demgegenüber aufgrund des begrenzteren Geltungsbereiches, geringerer Integrations-tiefe und fehlender gemeinsamer Handelspolitik im NAFTA weniger ausgeprägt. Mit dem NAFTA ist jedoch eine Art nord-amerikanischer/US-«Acquis» entstanden, welcher die Grundlage für eine allfällige NAFTA-Erweiterung in Richtung Südamerika oder den pazifischen Raum bilden dürfte. Aus einer längerfristigen Perspektive wird vermutlich auch China versuchen, einen regionalen *Acquis* als Referenzpunkt für die Formulierung seiner Aussen(wirtschafts-)politik zu etablieren.

Die Schaffung einheitlicher Rechtsräume innerhalb der Integrationszonen sowie die intensivierten Aussenbeziehungen regionaler Wirtschaftsräume bergen ein beträchtliches Diskriminierungspotential gegenüber Drittländern. Sofern von seiten der möglichen Partner genügend Interesse vorhanden ist, können Drittländer dieses Potential durch den Abschluss von Kooperationsabkommen reduzieren. Da in einer dynamischen Betrachtung damit jedoch eine – die Erosion multilateraler Regelwerke begünstigende – Eskalationsgefahr des Bilateralismus verbunden ist, besteht diesbezüglich für Drittländer ein grundlegender Interessenkonflikt. Die Intensivierung der Aussenbeziehungen regionaler Wirtschaftsräume bewirken eine die Intransparenz fördernde Zunahme internationaler Regelungen, deren gegenseitiges Verhältnis bzw. deren Kompatibilität unklar bleibt. Soweit dies unter Inanspruchnahme der Integrationsklauseln (Art. XXIV GATT, Art. V GATS) geschieht, nimmt gleichzeitig der Anteil der durch die WTO abgedeckten Wirtschaftsaktivitäten ab.

In ihren Beziehungen zu institutionalisierten regionalen Wirtschaftsräumen ist die Schweiz weitgehend Drittland, teilweise mit Ausnahme des Freihandels mit Industriegütern (z.B. Freihandelsabkommen mit der EG). Angesichts des damit

Die Erfahrungen
in Asien legen
den Schluss
nahe, dass
erfolgreiche
regionale
Integrations-
bestrebungen
nicht a priori ein
Wirtschafts-
abkommen
voraussetzen.

verbundenen wirtschaftlichen Diskriminierungspotentials ist es für schweizerische Unternehmen daher von grosser Bedeutung, ob und in welchem Mass sie an den Marktzutrittserleichterungen innerhalb eines Integrationsraumes teilhaben können. Die den Mitgliedern eines Integrationsraumes – im Einklang mit den einschlägigen Integrationsklauseln – eingeräumten regulatorischen Vorzugsbedingungen müssen nicht automatisch an Drittland-Unternehmen weitergegeben werden. Ebenfalls denkbar ist, dass der Marktzutritt zu einem Integrationsraum im konkreten Einzelfall von der reziproken Zulassung im betreffenden Drittland abhängig gemacht wird. Trotzdem sind regionale Integrationsbestrebungen auch für Unternehmen aus Drittländern vorteilhaft. Zum Beispiel können heute in einem EU-Land zugelassene Produkte in allen Mitgliedsländern frei zirkulieren. Gleiches gilt für Waren und Dienstleistungen von im EU-Raum niedergelassenen Drittland-Unternehmen (EU-Status). Gegenüber der früheren Situation, wo das gleiche Produkt in jedem einzelnen EU-Land zugelassen werden musste, bedeutet dies einen substantiell verbesserten Marktzugang für Dritte.

Stand bis anhin das Diskriminierungspotential schweizerischer Exporteure und Investoren gegenüber Anbietern in der Zielregion im Vordergrund, so ergibt sich aus den intensivierten – durch bilaterale und künftig inter-regionale Präferenzabkommen konkretisierten – Aussenbeziehungen, namentlich der EU, ein zusätzliches Diskriminierungspotential für schweizerische Anbieter und Investoren gegenüber EU-Konkurrenten (z.B. Diskriminierung eines schweizerischen Investors gegenüber einem EU-Investor im MERCOSUR-Raum).

Es ist offensichtlich, dass sich die Entwicklung regionaler Integrationsräume auch auf die aussenpolitische Stellung der Schweiz auswirkt, vor allem hinsichtlich einer Teilnahme am europäischen Integrationsprozess. Im Zuge der Intensivierung der Aussenbeziehungen regionaler Wirtschaftsräume wird es für Drittstaaten immer schwieriger, sich Gehör zu verschaffen und ihre (wirtschaftlichen) Interessen wahrzunehmen. Für die Schweiz trifft dies in besonderem Masse zu, weil die Integra-

.....
Regionale Wirtschaftsräume bergen ein beträchtliches Diskriminierungspotential gegenüber Drittländern.

.....
Die den Mitgliedern eines Integrationsraumes eingeräumten regulatorischen Vorzugsbedingungen müssen nicht automatisch an Drittland-Unternehmen weitergegeben werden.

tion ihres geographischen Umfeldes fortschreitet und die EU gleichzeitig ihre Aussenbeziehungen gezielt ausbaut.

Optionen für die Schweiz

Als Drittland im Verhältnis zu den bestehenden regionalen Integrationsräumen stehen der Schweiz heute verschiedene Handlungsvarianten offen. Diese können kombiniert und – je nach Zielregion – mit unterschiedlicher Intensität verfolgt werden. Solche Optionen für die bestmögliche Wahrung schweizerischer Wirtschaftsinteressen im Kontext der zunehmenden regionalen Wirtschaftsintegration sind:

- Pflege und Verbesserung der auf die freie Entfaltung der Marktkräfte auszurichtenden nationalen Standortbedingungen;

- Beitrag zur Stärkung des multilateralen Systems, namentlich durch eine stärkere Einbindung und Disziplinierung regionaler Wirtschaftsabkommen über griffigere Regionalklauseln in der WTO, den Abbau von Zöllen und nicht-tarifären Hindernissen sowie die Schaffung eines substantiellen multilateralen Investitionsabkommens im Rahmen der OECD;

- Intensivierung des Dialogs mit Exponenten regionaler Integrationsräume, namentlich im asiatisch-pazifischen Raum;

- Sicherung des Marktzutritts und Reduktion diskriminierender Regional-Präferenzen (prioritär in Europa) durch bilaterale und plurilaterale Abkommen (z.B. bilaterale Verhandlungen mit der EU, nachträglicher EWR-Beitritt, EFTA-Abkommen mit mittel- und osteuropäischen Ländern);

- Beitritt zur EU.

Diese Optionen sollten so wahrgenommen werden, dass das Diskriminierungspotential für schweizerische Unternehmen auf den Weltmärkten minimiert und gleichzeitig der Wirtschaftsstandort Schweiz längerfristig wettbewerbsfähig erhalten werden kann. Vor dem Hintergrund der tendentiell steigenden Bedeutung regionaler Integrationsräume und der integrationspolitischen Aussenseiterrolle der Schweiz in Europa bedarf es dazu einer aktiven, flexiblen und den jeweiligen aussenwirtschaftspolitischen Erfordernissen angepassten Gestaltung der Beziehungen zu den verschiedenen Integrationsräumen. ♦

ZUR UBIQUITÄT DES NIRGENDWO

Oder: Kosmopolitismus als Problem

An einem Herbsttag des Jahres 1770 überredete ein gewisser Hester Thrale seinen engsten Freund, Englands damals berühmtesten Literaten, Samuel Johnson, der Aufführung eines «Weltkunstwerks» beizuwohnen: Händels Messiah. Während der Aufführung, die ihn entsetzlich langweilte, verfasste Johnson ein lateinisches Gedicht, ein Loblied auf die Flucht ins Irgendwo der Imagination, die Johnson offenbar für das wahre «Werk» hielt.

Hester Thrale dürfte der erste gewesen sein, der das Wort «*a piece of world art*» gebraucht hat. Die Sache selbst war jedoch längst bekannt. Vergil und Dante, Shakespeare und Milton hatten Werke geschaffen, die ganze Welten darstellen wollten; und ihr weltumspannender Anspruch wurde vom zeitgenössischen wie nachgeborenen Publikum auch weitgehend verstanden. Das traf auch für den 1760 veröffentlichten Briefroman von Oliver Goldsmith zu mit dem epischen Titel: «The Citizen of the World; or Letters from a Chinese Philosopher, residing in London, to his Friends in the East». Der Kosmopolit jener Epoche war, in welcher europäischen Literatur auch immer, der Fremde gewesen, der durch seine scharfsinnigen Beobachtungen und Vergleiche die Konventionen in Frage zu stellen versuchte. Dieser europäisch-chinesische Philosoph entwickelte sich jedoch zum desillusionierten Weltbürger, da er überall, wie zu Hause in China, nur übersteigerten Ehrgeiz und Neid vorfand. Er integrierte sich nicht in die Londoner Gesellschaft; stattdessen wollte er der kritisch distanzierte Fremde bleiben.

Dieser kosmopolitisierende Chinese ist ein Nachfahre Don Quijotes, dieses ersten, halb weisen, halb närrischen Weltbürgers der Neuzeit. Der Weltbürger irrt – von einem Irgendwo ins andere. So sieht ihn Cervantes, so erscheint er bis heute, auch wenn er sich inzwischen problembewusster gibt und ökologisch wissender.

Der wahre Weltbürger besticht durch ein gewisses Auftreten, durch multilinguale Souveränität, durch ein *savoir-vivre*, auch wenn sich dieses oft nur in blossen *savoir-faire* erschöpft. Er mag ein betriebsmüder Staatsbürger sein, den die trivialen Bedingtheiten seiner *polis* anöden und der sich stattdessen in den Unübersichtlichkeiten der Welt wohlfühlt. Dieser Weltbürger schmelzt alle Anker ein. Er bejaht sein Fremdsein, trägt es notfalls zur Schau. Er plädiert für eine Kultur des Diversen und gibt sich als überzeugter Multikulturalist.

Weltbürgertum als Attitüde

Proben aus dem Wortschatz des Weltbürgers: *Weltflucht*. Keine Flucht aus der Welt, sondern eine Flucht in ihre Unüberschaubarkeit. *Weltschmerz*. Des Weltbürgers intensivste seelische Erfahrung. *Neue Weltordnung*. Eine Art *American way of life* im Aggregatzustand. Und schliesslich: *Weltgeist*. Entweder ein in ehemaligen Literatencafés Börsenberichte lesender Designer oder ein an Gleichgewichtsstörungen leidender Diplomat, der sich in Island in die Geschichte der Apokalyptiker vertieft und an einer Morphologie der Endzeiten zu arbeiten beginnt.

Was aber *ist* Kosmopolitismus? Eine Lebensform? Ein Daseinsentwurf? Ein Zukunftsbild, dessen Formen verschwimmen, je genauer man es betrachtet?

Eine den «*Nationalsinn zersetzende Neigung zum Kosmopolitismus*» gehöre zum

«Wesen der deutschen Nationalität», befand Thomas Mann in seinen «Betrachtungen eines Unpolitischen» (1918). Als die Zeitschrift «Die literarische Welt» 1925 eine Rundfrage zum Thema «Was verdanken Sie der kosmopolitischen Idee?» veranstaltete, antwortete Thomas Mann mit dem Eingeständnis, «Kosmopolitismus oder Europäismus im wesentlichen auf deutsch» erlebt zu haben. Deutsche Kultur, vertreten durch Goethe, Lichtenberg, Schopenhauer und Nietzsche sei, so Thomas Mann weiter, ohnehin kosmopolitisch angelegt; Wagner habe zudem einen musikdramatischen Weltmythos geschaffen. Die Redaktion der Zeitschrift muss Thomas Manns Antwort besonders beherzt haben; denn in den folgenden Nummern reduzierte sie den Wortlaut ihrer Rundfrage erheblich; nun interessierte sie, was Prominente in Europa der deutschen Kultur verdankten.

Zu lange liess dieser ästhetisch-philosophische Kosmopolitismus gerade in Deutschland ein menschenrechtlich begründetes politisches Streben nach einer zivilen Weltgesellschaft überflüssig erscheinen. Die Welt konnte zum Objekt des Willens und der Vorstellung werden, zum Kunstexperiment im mythischen Gewand und schliesslich zum Opfer totalitären Machtwahns.

Angesichts der drückenden Fülle der Weltprobleme sprach Carl Friedrich von Weizsäcker von einer sich selbst gefährdenden Weltkultur «voll innerer Widersprüche». Er empfahl eine asketische Haltung, um die Gefahren zu verringern. Selbstkritisch gestimmte Politiker, Henry Kissinger gehört zu ihnen, wissen, dass wir nur politische Behelfsmittel zu Hand haben, um lokal das Ausmass des Chaos internationaler Probleme einzudämmen. Örtliche Problemanästhesie als Ausdruck der *new world order*? Der Umgang mit globalen Fragen bestimmt den Charakter der Weltkultur, deren dauerhafteste Widersprüchlichkeit jene zwischen Regionalismus und Universalität zu sein scheint. Ein anderer Aspekt der Weltkultur ist Vereinheitlichung ihrer Gesellschaften, zu der die Medien ihren zweifelhaften Beitrag leisten. Dazu führte Thomas Nipperdey aus:

«Die Medien (...) vereinheitlichen (...) alles zur vorgefertigten Weltkultur, sei es nach dem Strickmuster des Kommerzes, sei es nach dem der Medien- und Interpretations-

intellektuellen. (...) Dazwischen geraten die Identitäten der realen Menschen und der realen Gruppen ins Gedränge, ja ins Abseits...»

Die zeitgenössische Literatur kennt ein besonders drastisches Beispiel eines gescheiterten Kosmopoliten, Wallace Shawns Monolog «Das Fieber». Der globetrotzende Sprecher dieses Monologs eckelt sich vor der Tatsache, dass er die Bilder des weltweiten Elends so lange verdrängen konnte. Er muss sich eingestehen, dass sein Weltbürgertum nur Attitüde gewesen war, nichts als ein unverdautes Ideal.

Nun kauert dieser New Yorker Weltbürger in seinem Nobelhotel vor der Klosettschüssel und erbricht – einen Monolog. Seine Weltläufigkeit erweist sich als Leerlauf. Er, der überall Beethoven liebt, Romane von Henry James und Frauen in zitronengelben Kostümen, droht an der Diskrepanz zwischen Schönheit und Leid zugrunde zu gehen: «Ich sah Obstgärten von unvergleichlicher Schönheit, wo Arbeiterinnen vergewaltigt und an den Bäumen aufgehängt worden waren.»

Fortan will dieser Globetrotter sein Weltbürgertum moralisierend rechtfertigen. Doch je mehr er sein Leiden an der Weltkultur der Gleichzeitigkeit buchstäblich ad nauseam vorführt, je unglaublicher wird sein Anliegen. Es verfranst sich. Er selbst muss erkennen: «Ich bin nirgendwo.» So bleibt ihm nur, zum Allerweltsleidenden zu werden.

Eine alles vergrößernde Sichtweise, eine medienmotivierte Lust am unverbindlichen Mitleiden illustrieren nur unsere Hilflosigkeit angesichts einer sprunghaft wachsenden Unübersichtlichkeit der globalen Problemfelder. Selbstkritisch sieht dies schliesslich auch Wallace Shawns Weltbürger: «Mein inniges Mitleid mit den Armen ändert das Leben der Armen nicht.»

Platz an der Sonne

Zurück zu den spezifischen Voraussetzungen eines deutschen Kosmopolitismus; sie sind, wie könnte es anders sein, paradox. In politischer Hinsicht bezeichnete das Wort Welt in Deutschland häufig ein Defizit, einen Minderwertigkeitskomplex, den es spätestens nach 1890 energisch zu kompensieren galt. Deutschland empfand

Die Welt konnte
zum Objekt des
Willens und der
Vorstellung
werden, zum
Kunstexperiment
im mythischen
Gewand
und schliesslich
zum Opfer
totalitären
Machtwahns.

Hitler kannte die christliche Weltidee genau genug, um zu wissen, dass sie den Untergang der Welt miteinschloss, freilich als Vorstufe zu ihrer erlösenden Transzendierung.

sich bis zum anachronistischen persönlichen Regiment seines letzten Kaisers als Schattengewächs, dessen plötzlich erwachendes Lichtbedürfnis (*«Platz an der Sonne»*), gepaart mit imperialistischer Machtattitüde zur Selbstzerstörung führte. Als der abstruse Weltmachtanspruch des kaiserlichen Deutschlands in sich zusammenbrach, überlebte freilich die Chimäre kultureller Besonderheit. Es blieb dann den Nationalsozialisten vorbehalten, dieses Gefühl rücksichtslos für ihre wahnhaft, die Humanität verachtende Politik zu nutzen und rassistisch umzuinterpretieren. Dies hat für Deutschlands Weltbezug bleibende Konsequenzen. Kosmopolitismus heisst auf deutsch weiterhin *Befangenheit*, zumindest in denkenden Kreisen. Nicht die Welt soll am deutschen Wesen je wieder genesen müssen, auch nicht an der Unwiderstehlichkeit seiner DM; vielmehr sollte das Deutsche bereit sein, sein eigenes Niveau am Massstab humaner Weltvernunft weiterzubilden. Die deutsche Geschichte zeigt am tragischsten, dass eine ideologisch motivierte Selbstüberschreitung des national gebundenen Menschen zu gefährlicher Selbstüberhebung führen kann. Der Nationalsozialismus zielte auf den *«Besitz des Welthorizonts»*, wie *Hans Blumenberg* formulierte. Diesem Philosophen verdanken wir auch den Hinweis auf die Tatsache, dass *Hitler* machverblendet die Weltzeit seiner eigenen Lebenszeit untergeordnet hatte, ja dass er mit Vorliebe von *einer*, nicht aber von *der* Welt sprach, nämlich von einer durch ihn selbst gestalteten und mit ihm untergehenden Welt. Die im Bunker inszenierte Apokalypse bewies, dass es sich beim Nationalsozialismus letztlich auch um eine pervertierte Eschatologie handelte. Hitler kannte die christliche Weltidee genau genug, um zu wissen, dass sie den Untergang der Welt miteinschloss, freilich als Vorstufe zu ihrer erlösenden Transzendierung. Hitler kehrte dies um: Im totalen Krieg sollte die Erlösung zum Untergang stattfinden, die Weltvernichtung ohne Aussicht auf eine Morgenröte.

Entsprach der verspäteten Nation in Deutschland ein verfrühter Kosmopolitismus, der sich vor allem ästhetisch darstellte? *Schiller* hatte es für ein *«armseliges kleinliches Ideal»* gehalten, für eine Nation zu schreiben; einem *«philosophischen*

Geiste», meinte er, sei diese *«Grenze durchaus unerträglich»*.

Will man der Problematik des Weltbürgertums aus deutscher Sicht näherkommen, empfiehlt sich ein Blick in *Friedrich Meineckes* Schriften: Nicht so sehr in seine Abhandlung über *«Weltbürgertum und Nationalstaat»*, in der er weniger über das Weltbürgertum sagt, dafür um so mehr über die deutschnationale Erfüllung der Geschichte, als vielmehr in seine Abhandlung über *«Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte»*. In ihr exponiert er den bis heute entscheidend gebliebenen Antagonismus zwischen Weltbürgertum und partikularer Staatsräson, der sich der Bürger seit den Tagen des Preussischen Allgemeinen Landrechts (1794) unterworfen hat. Im Deutschen ist die Spannung zwischen *Welt* und *Bürger* bedeutsamer als zwischen *monde* und *citoyen* oder zwischen *world* und *citizen*. Gerät die Staatsraison in Konflikt mit der Weltvernunft, die gerade in der Zeit des Preussischen Landrechts, nicht zuletzt dank des Preussen *Kant*, durchaus eher pragmatisch denn theosophisch gedeutet wurde, dann durfte vom deutschen Bürger eher Einklang mit der Staatsräson als mit der Weltvernunft erwartet werden. Im 19. Jahrhundert verstand sich der Bürger eher als standesbewusster Vertreter einer Synthese aus Besitz und Bildung. Seine Rechte leitete er aus dieser Synthese ab, nicht die Synthese aus den Menschenrechten. Sein Bezug zur Welt war in der Tat im wesentlichen durch seine Bildung vermittelt, durch Kunst und Philosophie, in den Hansestädten durch die Kontore. Die Lektüre von Reiseliteratur ersetzte praktische Welterfahrung. Die Welt dämmerte dem Bürger; sein konkreter Weltbezug dagegen darbt. Der englische oder französische Bürger erfuhr diesen Weltbezug auf Kosten der kolonisierten Völker. Kaum eine bürgerliche Familie Englands am Ende des 19. Jahrhunderts, die über keine interkontinentale Verbindung verfügt hätte. Wenige jedoch dachten ähnlich radikal über die Bedingungen dieser Art Kosmopolitismus nach wie *Leonard Woolf*, der schliesslich sein Kolonialamt aus Scham aufgab.

Um nicht missverstanden zu werden: Ästhetischer Weltbezug ist wertvoller als keiner und unverfänglicher als ein kolonialistisch begründeter. Doch er kann in

seinem Scheincharakter gefangen bleiben, kann wider Willen dazu beitragen, dass die kosmopolitische Idee nur als Fiktion Bestand hat.

Weltbezug und Selbstbezug

Im Sommer des Jahres 1919 hatte Rilke den Deutschen «Weltlosigkeit» vorgeworfen. Die Begründung ist aufschlussreich. Rilke schreibt: *«Ja, wo er (der Deutsche, R. G.) sich auf sich selbst besinnt, kommt er, nach soviel Veränderungen, genau in der Schicht seiner alten Fehler zu sich und gefällt sich in ihnen, nach wie vor.»* Weltlosigkeit bedeutete demnach für Rilke die zur eigenen substantiellen Veränderung führende Auseinandersetzung mit sich selbst; zu ihr gehörte das Verarbeiten der Aussenwelt im eigenen Innern.

Seine zweite «Duineser Elegie» deutet an, warum diese Verwandlungsarbeit so wichtig ist. Fragt sich doch der weltoffene Mensch: *«Schmeckt denn der Weltraum, / in den wir uns lösen, nach uns?»* Gemeint ist die Urangst spur- und folgenlosen Verschwindens. Verliert sich der Kosmopolit nicht, indem er sich öffnet und der Welt hingibt? Schon deswegen muss er sich zunächst seiner eigenen Welt vergewissern, die immer zunächst Innenwelt ist. In einem seiner letzten Gedichte jedoch streift Rilke diese psychologischen Bedingungen ab, genauer, er transzendiert sie in die folgende lyrische Maxime: *«Über dem Nirgendssein / spannt sich das Überall!»* Dies ist die äusserste poetische Steigerung einer ins Metaphysische überhöhten kosmopolitischen Gestimmtheit.

Dieser in der Kunst aufleuchtende Welt-horizont scheint durch die Wirklichkeit auf der Weltbühne eher karikiert; da beherrschen gescheiterte Umweltkonferenzen die Szene oder Weltwirtschaftsgipfel, deren Entscheidungen der Mehrheit der Weltbevölkerung wie zynische Planspiele vorkommen. Ähnliches gilt für die geistliche Variante des Kosmopolitismus: Ein weltreisender Papst sucht mit glaubens-touristischen Mitteln den allumfassenden Anspruch, den seine Kirche im Titel führt, auf zeitgemässe Art, wenn auch mit reaktionären Inhalten, aufrechtzuhalten. Will sagen: Ob seitens der Politik oder der Kirche – zunehmend wird der Universalismus mehr inszeniert, denn inhaltlich gestaltet.

Bis 1989 konnte der wohlstandsbürgerliche Bundesdeutsche glauben, alles auf der Welt gesehen zu haben und mitreden zu können. Man verstand sich auf die Mongolei und die Karibik besser als auf die mecklenburgische Seenplatte. Weltgewandt sprach man an den Küsten aller Kontinente deutsch, aber die Nöte des über Nacht identitäts- und arbeitslos gewordenen Hallensers verstand man nicht. Mit demonstrativer Weltoffenheit liessen sich die Traumata der eigenen Geschichte überspielen, bis die hässlichen Fratzen wieder auftauchten, die ein asylantenreines Deutschland zieren.

«Weltsüchtig» seien viele Menschen in Ostdeutschland, meinte Helga Königsdorf im Sommer 1990 und lieferte damit ein wichtiges Stichwort, das den eigentlichen Impuls beschreibt, der uns entgrenzt. Mit «weltsüchtig» ist jedoch auch eine Gefahr gemeint: Das besinnungslose Taumeln in der Welt, das Ausgesetzt- und Ausgeliefertsein. Bedarf es aber nicht gerade einer solchen Suchtphase, um sich selbst neu zu finden?

Der Begriff *Weltanschauung* schliesst, theoretisch zumindest, Perspektivenwechsel ein; er klingt flexibler als *Weltbild*. Und doch erwies sich der potentielle Variationsreichtum der *Anschauung* als Etikettenschwindel; denn er steht für Dogmen und somit für ideologische Versteifung. Doch auch der Kosmopolitismus versteht sich als «Lehre», als «Ismus». Damit ist allerdings nicht ein kohärentes System gemeint, sondern eine Widersprüchlichkeit als Lebensform: Der Kosmopolitismus handelt vom Leben in der Polis *Welt*, steht für Involviertheit in Weltfragen, gleichzeitig aber auch für innere Souveränität, für Weltgewandtheit. Die Art, in der sich diese Widersprüchlichkeit äussert, ist potentiell chaotisch, wie Gottfried Benn in seiner «Berliner Novelle» mit dem Titel «Der Ptolemäer» einem Don Quijote im Geiste der Nachkriegszeit gezeigt hat.

«1947: während die Zigeunerstämme beider Hemisphären in Sainte Marie de la mer am Schrein der Heiligen Sarah eine neue Führerfamilie küren, die alten Königshäuser der Kviek und Sarana hatten sich ausgerottet, beobachtet man in Chikago die vier Ziegen, die Bikini überlebten. Als ich aus dem Nichts trat, herrschten in China noch die Mandschu's und in Berlin hatten die



Starb vor 40 Jahren am 7. Juli 1956, Gottfried Benn, im April 1947
© Ilse Benn

Geschäfte noch keine Sonntagsruhe; zwischen Europa und USA liefen drei Dutzend Kabel, aber ein aus dem Russisch-Japanischen Krieg Zurückgekehrter erwähnte, die Kirgisen und Tartaren sängen noch Lieder auf Tamerlan. Was ich damit sagen will, ist, wir befinden uns im Fluss und er hat ein langsam strömendes, vielfach undurchsichtiges Gewässer, heute nimmt er eine seelische Krümmung: keine Kausalität, keine Psychologie und keine Pensionen...»

Soweit Benns Ptolemäer. Man sieht, die Unübersichtlichkeit ist als Erfahrung keineswegs neu. Der Unterschied zu heute ist jedoch, dass Benn dieses Chaos als etwas Ruinöses empfand; der Postmoderne hingegen hält sich im Unübersichtlichen bevorzugt auf. Dort gelingen ihm – weltweit – die besten Versteckspiele.

Die Sprache des Ptolemäers von 1947 ist im wesentlichen, wenn auch um einige Wissenspartikel erweitert, auch unsere Sprache. Was zeichnet sie und ihre weltbildende Wirkung aus? Sie erfasst, was nicht einmal auf den zweiten Blick zusammengehört; sie stellt Verbindungen her, die willkürlich erscheinen, Unschärfebeziehungen zwischen freilich genau benannten Phänomenen oder Fakten. Zu einem tieferen Verständnis der «Zigeunerstämme», des Lebens in Chicago, der singenden Kirgisen und Tartaren trägt diese Sprache jedoch nichts bei. Sie begnügt sich mit der Verknüpfung von Stichwörtern, die ihrerseits ein gründliches Verstehen durch das Aufleuchten ihrer sprachlichen Schlaglichter verblenden. Und genau das ereignet sich in der Weltmediensprache unserer Tage, die uns jene Schlagwörter und Bilder aufdrängt, aus denen sich unser Weltvexierbild zusammensetzt, ein Kaleidoskop eher, das uns die Medien auch noch vorschütteln.

Und wo steht in diesem Gewirr der Weltbürger? Ist er berlinisch-ptolemäischer Kosmopolit, der über die Zerfallswerte der Kulturphänomene Bescheid weiss? Oder macht er sich der Hochstapellei immer verdächtiger?

Ein sozialanthropologisches Votum, vortragen von *Helmuth Plessner*, besagt,

.....

Wenn die
Begegnung
mit dem
Anderen uns
ändert, dann
ist Kosmo-
politismus keine
Utopie.

.....

dass der Mensch nicht ohne eine «Zutrauenssphäre», eine wenn auch nur imaginäre Behausung, existieren könne. Auch der selbsterklärte Kosmopolit braucht seine Nische in der Welt und sei es ein Spiegelraum für narzisstische Übungen. Jede Gemeinde auf der Welt könnte es denn errichten, das Mahnmal für den unbekannten Weltbürger: einen spiegelnden Globus, einen lokalen Weltraum.

Oder könnte sich weltbürgerliches Verhalten nicht darin ausdrücken, dass sich der Mensch, ganz ohne Anflug von Selbstüberhebung, dazu bringt, für andere eine «Zutrauenssphäre» zu schaffen?

Wohlgemeinte Identifikationsversuche mit den *outcasts* der Gegenwart, den Asylananten, nach dem Muster «*Ich bin ein Ausländer*», zielen an der Sache vorbei. Er kann eben nur Etikette sein, Anschein, Rollenspiel, mehr nicht: Der Ptolemäer im grauen Gewand des Osteuropäers, sich dennoch als Harlekin vorkommend.

Wesentlicher wäre es, das eigene Ich im Verhältnis zum Anderen, Fremden zu bestimmen, Anteil zu nehmen an seinem Schicksal, ihn zu verstehen versuchen, aufgeschlossen zu sein gegenüber seiner Kultur, die er mit sich führt, oft als letzte, wenn auch existentielle Habe. Wenn die Begegnung mit dem Anderen auf uns einwirkt, uns ändert, sensibilisiert und wir diese Veränderung als Bereicherung schätzen lernen, dann ist Kosmopolitismus keine Utopie, sondern eine tiefgreifende Erfahrung, ja, eine Form sozialen, sprich: mitmenschlichen Verhaltens. Der Weltbürger bemüht sich nicht nur um ein Einfühlen in den Anderen, sondern auch darum, aus dessen Perspektive zu denken, um sein eigenes Handeln entsprechend zu modifizieren. Hierin kann er tatsächlich vom Schriftsteller lernen, von der ästhetischen Vermittlung; denn dies bleibt die sinnträchtige Aufgabe des Schriftstellers, sich in die Situation anderer Menschen zu versetzen, wodurch sich die «emotionale und intellektuelle Fähigkeit» schärft, «verschiedene, einander ausschliessende Ansichten über ein und dieselbe Sache auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen» (*Amos Oz*). ♦

EIGENES LEBEN

Ulrich Becks Suche nach der individuellen Identität im unüberschaubar gewordenen Mittelklasse-Bürgertum

Rascher Wandel in den Bedürfnissen der Volkswirtschaften und Wünschen der Individuen führt zu einer immer beweglicheren, hochdifferenzierten Gesellschaft. Sie zwingt die Menschen in ihren oft eher verquer als sinnvoll vernetzten Lebensbereichen zu höchst verschiedenen, oft sich widersprechenden Logiken. Doch die verschiedenen Knoten in den Netzen machen zusammen die Kerne nur einer eigenen Identität aus.

Die meisten der in *Ulrich Becks* Buch «eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben» auf grossformatigen Schwarzweissfotos abgebildeten Menschen sehen traurig aus. Viele auf eine geschönt wirkende Art. Wie von ganz besonderem Trauerflor umrandet. Nach den Texten zu schliessen, die alle dargestellten 72 Frauen, Männer und Kinder auf der jeweils nebenstehenden Seite porträtieren, gehören sie im allgemeinen zum mittleren Bürgertum, das nicht reich ist, aber nur selten Existenzängste kennt. Nur wenige, etwa zehn, meist Frauen, scheinen mit sich zufrieden. Dennoch: Alle, glaubt man dem Titel dieses Buches, führen so etwas wie ein «eigenes Leben». Und «besitzen» darum, so sieht es der Münchner Soziologe Ulrich Beck, der den soziologischen Kommentar zu Fotos und Texten verfasst hat, eines der höchstbewerteten Güter in unserer vergesellschafteten Welt. Denn auch der Wunsch nach «Geld» meint in seiner Sicht meist das Bedürfnis nach «eigenem Geld»; der Wunsch nach «Raum» den nach «eigenem Raum». Beides Errungenschaften, die schon *Virginia Woolf* für das «eigene Leben» einer Schriftstellerin als notwendig ansah.

Doch genauer: Was ist das, ein *eigenes Leben*? Grundsätzlich noch immer: radikale Nicht-Identität. Folgt man Ulrich Beck, ist das eine schöne und schwierige Sache zugleich. Immer weniger wird das Leben der Menschen durch Institutionen

bestimmt. So wird es von Traditionen zwar nicht ganz frei, aber jene werden kaum mehr als von vornherein verbindlich empfunden. Die verschiedenen, oft nur temporär zum eigenen Existenzentwurf passenden Traditionen werden zunehmend gewählt und mit den Folgen der Zwänge, denen das Individuum mit jeder Wahl auch unterworfen ist, zu einer *Bastelbiographie* verknüpft. Die Modell-Lebensläufe, denen zu folgen war, werden entstandardisiert.

Das Ich, das sich dezentralisiert hat, ist aber keineswegs anspruchsloser geworden. Die Akzeptanz eines von der Allgemeinheit behaupteten Werts setze, so Beck, immer öfter die Prüfung durch das eigene Fühlen und Denken voraus. Kein «Wir» mehr ohne «Ich» lautet – in Umkehrung der alten – die neue ethische Devise. Das gilt für viele Bereiche (post-)modernen Lebens. Relevant ist dies vor allem für zwei: die längerfristige Partnerschaft und den Staat.

Beide sind immer grösseren Zerreissproben ausgesetzt. Bis vor nicht langer Zeit konnten sie auf die mehr oder weniger selbstverständliche Annahme bauen, dass der unzufriedene einzelne auf vieles zu verzichten habe – zum «Wohl der Gemeinschaft». Jetzt koppelt der Einzelne sich innerlich «vom Staat» ab und lässt ihn, ohne Schuldgefühle, für sich sein. Eine *Gesellschaft* der einzelnen entsteht, die in Partnerschaften dem Unzufriedenen recht gibt; der zeigt sich durch seine Kritik «be-

Ulrich Beck, eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben, Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl, Ulf Erdmann Ziegler, mit Fotos von Timm Rautert. C.H. Beck, München 1995.

weglich», «aktiv» – und das gilt allen als Wert. Eine «Gemeinschaft» soll «Suchgemeinschaft» bleiben, die sich immer von neuem selbst zu revolutionieren, neu zu konstituieren habe. «Glück» wird nicht mehr mit «Harmonie» gleichgesetzt, sondern «in der Erfahrung der Verschiedenheit und Vielfalt» gesehen. Auch wenn diese schönen Worte von Ulrich Beck schon an jeder alltäglichen Disharmonie scheitern können, so ist bei vielen Paaren eine grössere Bereitschaft zum Ertragen und Erfahren der schwierigen Seiten des anderen Ichs zu vermuten. Und idealerweise ist sich auch der Unzufriedene seiner selbst nicht so sicher, dass der Gemeinschaft gar keine Chance mehr bliebe. Partnerschaften haben, neben ihrer ganz prinzipiellen Labilität (will nur einer nicht, geht gar nichts mehr), immer häufiger von einer zeitlichen Beschränkung ihrer Existenz auszugehen («Lebensabschnittsbeziehung» hier nicht als kaltes Konstrukt gedacht, sondern als gegen Illusionen federnde, von vornherein zu akzeptierende Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit). Doch die Unsicherheit kann zur Öffnung werden. Beck hat dies zuerst etwas unübersichtlich, aber letztlich zutreffend formuliert. Zeitgemäss wird der Zweifel zum Ausgangspunkt der Selbst- und Paardefinition und Unsicherheit der Lebenssituationen zur Basis produktiver Partnerschaft: «Ich zweifle, also bin ich. Ich zweifle, also werde ich. Ich zweifle, also gebe ich dir Raum. Du zweifelst, also gibst du mir Raum. Ich und du zweifeln, also sind wir. Wir zweifeln, also werden wir möglich.»

Individuelles Scheitern

Eine wesentliche Folgeerscheinung des Konzepts «eigenes Leben» ist die sich radikalisierte Bedeutung individuellen Scheiterns. Dieses kann, so Beck, nicht mehr «dem Staat», «der Gesellschaft», «der Wirtschaft», überantwortet werden. Das «eigene Leben» nimmt an, dass es sich mit überindividuellen Gegebenheiten auseinanderzusetzen habe. Und der Erfolg der neuen «Lebensform» zeigt sich gerade im kreativ-persönlichen Umgang mit den vorgefundenen Strukturen. Wenn der Pflicht-Lebenslauf nicht mehr besteht, so ist auch das «Scheitern» in seiner Verantwortlichkeit nicht mehr so leicht an überpersönli-

Bei sich aufgenommen haben Regine und Josef Peters: «Pero Kovacevic, achtzehn, der dem bosnischen Krieg unter Verlust seines rechten Unterarms entkommen ist. Ferner eine stille bleiche Frau namens Sadbera Hadzic, die ihr fünfjähriges Kind Selmir betreut, das im einzigen stillen Zimmer des Hauses liegt, schwer krebserkrank, und nicht mehr lange zu leben hat.

Regina und Josef Peters Engagement ist betont unsentimental und wird auch nicht mit den Regeln christlicher Ethik begründet. Es ist Teil einer Geschichte des Paares, das nie vorgehabt hatte, sich in der Dynamik von Familie, Arbeit und Freizeit bequem einzurichten: «Die Option hat es für uns nie gegeben, dass wir hier in Rüschenkleidchen sitzen und warten, bis der Vater nach Hause kommt» (aus dem besprochenen Band).

che Strukturen zu delegieren. Doch wenn Beck ausgerechnet «Arbeitslosigkeit» als zentrale Erfahrung des «eigenen Scheiterns» diskutiert, kann man ihm Realitätsferne vorwerfen. Denn die Beweglichkeit, die vom Befürworter des Beck'schen Konzeptes vom «eigenen Leben» in Krisensituationen eingefordert werden könnte, gilt wohl kaum für jene, die ihr Leben unter grund-



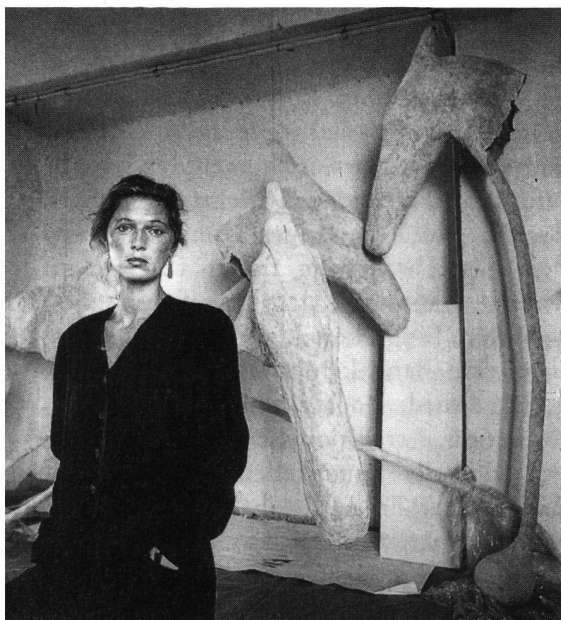
sätzlich anderen Paradigmen zu führen gelernt haben.

Wenn man den Begriff des «Scheiterns» nicht überhaupt für zu kitschig-emphatisch hält, so zeitigt eine scheiternde Liebe gegenwärtig oft interessante gesellschaftliche Folgen. Beispielsweise im Bereich der «Familienstrukturen», die nach den immer üblicher werdenden (Mehrfach-)Scheidungen oder Trennungen komplexer werden. Beck hat schon früher von einem Wiederaufkommen der Grossfamilie gesprochen. Eine These, die von den Porträts in diesem Band keineswegs durchgehend gestützt wird. Doch eine langsame Transformation traditionellerer Strukturen ist jedenfalls festzustellen. Ob nun im Leben jener Frau, die ihr Kind in einer Wohngemeinschaft mit zwei homosexuellen Männern erzieht, oder wenn von zwei geschiedenen Vätern mittleren Alters die Rede ist, die zusammen seit einigen Jahren eine Wohnung teilen, in der früher die Familie des einen gelebt hat und von der aus sie jetzt ihre Frauen mit Kindern besuchen. Eine der wesentlichen Änderungen ist, dass Liebesbeziehungen und Ehen kaum mehr vollständig abgebrochen werden, sondern immer neue Wandlungen er-

fahren, was jedem einzelnen idealerweise zu einer emotional immer dichter besetzten Teil-Gesellschaft verhilft.

Der Tod als radikaler Schluss

Das Konzept des eigenen Lebens erzeugt aber auch den eigenen Tod. *«Je eigener und einzigartiger», desto «unersetzbarer» ist das eigene Leben. «Es kann in nichts und niemandem fortleben.»* Der Tod, der radikal *«Schluss macht»* mit dem, was unter beträchtlichem Aufwand inszeniert wurde, wird zur intensiv erfahrenen, endgültigen Katastrophe. Das gibt, so Beck mit Pathos, *«dem eigenen Leben seine Konturen: seine Flüchtigkeit, seinen Lebenshunger, seinen Geschmack von Bitternis, Trostlosigkeit, seine Ironie und Leichtigkeit, die aus der Unbegreiflichkeit seines «Nichtsein-Seins» erwächst. Hier haben sein Hochmut, sein Wahn, sein Abenteuerertum, dieses Hochjauchzen - und - zu - Tode-Betrübtsein ihren Grund.»* Ein Leben vom Tode her, das Beck nicht fordert, sondern zu konstatieren meint. Ein Leben, das sich, im Finden des *«Eigenen»*, nur selber erlösen kann. Der *«gesellschaftlich-politische»* wie der *«kosmisch-religiöse Erlösungsanspruch»* seien



«Mit dem Tod rechnest du eben nicht», sagt Freda Heyden in ihrem neununddreissigsten Lebensjahr, und doch hat sie sich daran gewöhnt, «dass der Tod irgendwie neben mir steht». Im Sinne des Schicksals erscheint Michael Holzachs Tod für Freda Heyden als Teil einer Kette: Mit drei Jahren verliert sie ihre Mutter, mit achtzehn ihren damaligen Freund, mit siebenundzwanzig den Lebensgefährten. Im Sinne des sozialen Lebens heisst sein Tod: «Auf einmal gab es wieder nur mich» (aus dem besprochenen Band).

entzaubert. Im ersten Fall hat Beck zweifelsohne recht, doch leuchtet nicht ein, wieso die neuen *«kosmisch-religiösen Bewegungen»* nicht gerade für einen neuen Zauber von Erlösungsversprechen angeführt werden können. In ihnen ergibt sich nämlich die Möglichkeit, jenseits der tra-

ditionellen Religionen emphatisch das *«eigene»* zu behaupten, ohne die Gefahren einer tatsächlichen Vereinzelung ertragen zu müssen.

Etwas seltsam erscheint, dass Ulrich Beck in diesem Buch, das samt zugehöriger Ausstellung von der Bayerischen Rückversicherung finanziert wurde, auf der vorletzten Seite zum ersten-, aber dort insgesamt dreimal von der Funktion von *«Versicherungen»* spricht. Nicht, dass er in diesen Zusammenhängen Falsches sagte, doch Sätze wie der folgende können, nach der Betonung der Bedeutung des Todes im Konzept des eigenen Lebens, missverstanden werden: *«Die Angst vor dem Sterben schlägt sich in den neuen Kathedralen der Sicherheit und der Versicherungen nieder, die das nur diesseitige Leben vor den Spuren seiner Vergänglichkeit bewahren sollen.»*

Eigenes Leben versus Spassgesellschaft

Der zweijährige *«Ausflug»* von Fotograf und Textautor *«in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben»*, kann vom Geldgeber als Zielgruppenforschung abgebucht werden. Und die vielen besorgten Gesichter laden auf ihre Weise zum Versicherungsabschluss ein. Der Widerspruch zwischen den risikofreudigen Thesen Becks und den oft nach innen gekehrten, verschüchtert wirkenden Foto-Porträts ist eklatant. Wie der gleichförmig stilisierende Ansatz der Text-Porträts von Ulf Erdmann Ziegler modellieren sie alle Dargestellten zu mehr oder weniger düsteren Helden des eigenen Lebens. Doch beide Ansätze bringen eine allfällige *«Eigenheit»* der Individuen nicht unbedingt zum Vorschein. Was bleibt, ist der Eindruck von Zieglers durchgängig schick-melancholischer Schreibweise, unter der die ohnehin unscharfen Konturen der Gesichter zu verschwimmen drohen. Die erkennbare Absicht, gerade die Einheitlichkeit der Beschreibungsformen als graue Folie für das Auftreten des Eigenen zu nutzen, scheint nur zu einem kleinen Teil gelungen. Der allmählich wachsende Ärger, der ob der massiert auftretenden Selbststilisierungen entstehen mag, sollte jedoch nicht verdecken, dass die hier präsentierten Dramatisierungen des zumeist als fra-

gil erfahrenen «eigenen» Lebens wohl eher dem Selbstbild vieler einzelner entsprechen dürften, als die heitere Fassade, zu der sie die «*Spas- und Leistungsgesellschaft*» zu verpflichten sucht. So nimmt man als Leser tatsächlich an dem versprochenen Ausflug in eine «*bekannte und unbekannte Gesellschaft*» teil.

Das bisweilen bemüht Mutige einzelner Selbst-Lebensentwürfe sollte man allerdings noch als Fernwirkung der Maximen der Spassgesellschaft verstehen. Vielleicht um genau dieser Gesellschaft zu genügen, hat man, wie die eigentlichen «*Sieger*», die «*Verlierer*» des Lebens ausgespart. Was sich hier nicht negativ auswirkt, denn mehr oder weniger pittoreske Fotos von und Reportagen über Penner und Könige gibt es schon. Die kaum mehr überblickbare, aber eben keineswegs statisch sich reproduzierende «*Mittelklasse*» hingegen ist auf diese Weise wohl noch nie porträtiert und untersucht worden. Die Fotografien von August Sander und Siegfried Kracauers Angestellten-Buch zusammengekommen hätten in eine ähnliche Richtung gewiesen.

Negative Leitbilder

Den Schluss des Buchs bildet ein Essay des Philosophen Wilhelm Vossenkuhl, der sich zu populistisch gibt. In einem hemdsärmeligen Rundumschlag gegen alle – selbst mehr oder minder differenzierten – Theorien vom «*Verschwinden des Subjekts*» behauptet er dessen Existenz nur schon aus dem in der Tat unleugbaren Bedürfnis gegenwärtiger Menschen nach «*Identität*». Darf man anhand der präsentierten Bastel- und Durchwurstel-Biographien ab und zu daran zweifeln, ob der einige Emphase vermittelnde Begriff des «*eigenen Lebens*» als generalisierende Beschreibungskategorie taugt, so muss man dieser neulauten Rede von «*Subjekten*» heftiger widersprechen. Dass jemand «*Ich will*» sagt und mit diesem Sagen etwas zu verstehen geben möchte, heisst noch nicht, dass seine intensivsten, als «*eigen*» empfundenen Wünsche – nach Sympathie, Liebe beispielsweise – selbstbestimmt, von unerkannten, gesellschaftlich produzierten Klischees frei wären. Von «*schwachen*» oder «*starken Ichs*», allenfalls noch von «*schwachen Subjekten*» zu sprechen, scheint in jedem Fall

.....
Die kaum mehr
überblickbare,
aber eben keines-
wegs statisch
sich reproduzie-
rende «Mittel-
klasse» hingegen,
ist auf diese
Weise wohl noch
nie porträtiert
und untersucht
worden.
.....

sinnvoller als ein markig-simplifizierendes Befördern der «*Wiedergeburt des Subjekts*».

Wichtiger sind Vossenkuhls Bemerkungen zur notwendig interpersonalen Begründung von Identitätsgefühlen, die er von Hegel übernimmt. Nicht in einsamer Absonderung, sondern erst in sozialen Beziehungen lasse sich eigene Identität finden. Interessant ist, dass und auf welche Weise Vossenkuhl die Schriftsteller Ralph Waldo Emerson, Walt Whitman und Henry James als negative Leitbilder inszeniert. Sie hätten die Vorstellung einer sozialen Identität bekämpft, eine solche erhalte man gemäss ihrer Aussage «*weder durch Geburt und Kindheit noch durch Religion, Kultur und Arbeit. Alle drei glauben, dass es nichts Schlimmeres gibt, als die Bedingungen einer Gesellschaft für das eigene Handeln zu akzeptieren. Nicht, dass sie uns zu einer heroischen Auflehnung gegen die Gesellschaft überreden wollten; im Gegenteil, wir sollten gar nichts tun. Extreme Passivität verschreiben sie uns.*» Die Weigerung, sich überhaupt mit Gesellschaft auseinanderzusetzen, so Vossenkuhl, münde in Apathie. Das nur noch auf sich selbst bezogene, «*imperiale Ich*» entwickle einen «*absoluten Anspruch*» und verliere das Bedürfnis, andere Mitglieder der Gesellschaft verstehen zu wollen. Die Konstitution des «*imperialen Ich*» stehe so am Anfang des individualistischen «*amerikanischen Traums*». Der Tellerwäscher, der reich wird, hat sich nur um das eigene Fortkommen zu kümmern. Jede soziale Verantwortung ist ihm, «*idealerweise*», fremd. So lässt sich aus den Überlegungen Becks und Vossenkuhls ein paradoxer, unspektakulärer Schluss ziehen: Identität, eigenes Leben, also radikale Nicht-Identität, kann sich erst im Kontakt mit anderen Menschen bilden.

Das Buch «*eigenes Leben*» ist viel und auch hier kritisiert worden. Sein Ansatz überzeugt. Die geordnete Mischung der verschiedenen «*Textsorten*» (Porträt-Fotografie, verbales Porträt, soziologischer und philosophischer Text) führt tatsächlich weg von einer rein schriftfixierten Betrachtung des Menschen. Und indem das Buch einzelne Biographien zu Wort kommen lässt und dabei immer von neuem versucht, deren Verflechtungen in überindividuelle Systeme offenzulegen, trägt es dazu bei, der oft systemverliebten Soziologie neue Wege zu zeigen. ♦